Teilhabe und Verschiedenheit

Dagmar Domenig
und Urs Schäfer (Hrsg.)

**Mediale Welt
inklusive!
Sichtbarkeit und
Teilhabe von
Menschen mit
Behinderungen
in den Medien**

Dagmar Domenig, Urs Schäfer (Hrsg.)

**Mediale Welt inklusive! Sichtbarkeit und Teilhabe
von Menschen mit Behinderungen in den Medien**

Reihe Teilhabe und Verschiedenheit – Participation et Différences

Die Suche nach Eigenheit und Verschiedenheit, die unsere Gesellschaften seit der Renaissance charakterisiert, kombiniert mit der vereinfachten und erhöhten Mobilität, führt zu einem Anwachsen von pluralen und komplexen Identitäten, Netzwerken und damit verbundenen sozialen Schnittstellen. Immer mehr Menschen lassen sich nicht mehr fest einer Gruppe zuordnen, sondern wechseln und bearbeiten – je nach Situation und Kontext – kontinuierlich ihre identitären Zugehörigkeiten und setzen sich ein für mehr Teilhabe und Anerkennung ihrer Verschiedenheit. Diese Reihe möchte der Frage der individuellen, institutionellen und gesellschaftlichen Herausforderungen einer auf Verschiedenheit geeichten Welt nachgehen. Beiträge zu Themen der Intersektionalität, der Arbeit an identitären Grenzen sowie Betrachtungen, die disziplinäre Forschungsbereiche zu Beeinträchtigung, Mobilität und sexueller Orientierung verbinden und überwinden helfen, finden in dieser Reihe ihren Platz. Interdisziplinäre Forschung und Beiträge mit Praxisbezug sind besonders willkommen. Wachsende Verschiedenheit bedeutet wechselnde Machtverhältnisse, Diskriminierungen und Unterdrückung. Deshalb besteht die grösste Herausforderung in der Organisierung der Teilhabe von Verschiedenheit und in der Ermöglichung emanzipativer Prozesse.

Herausgeber

Prof. Sandro Cattacin, Université de Genève, Département de sociologie.

Dr. Dagmar Domenig, Direktorin Stiftung Arkadis, Olten.

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Bill Hughes, Glasgow School for Business and Society, Glasgow Caledonian University

Prof. Dr. Kerstin Rathgeb, Allgemeine Pädagogik, Evangelische Fachhochschule Darmstadt

Judy Gummich, Deutsches Institut für Menschenrechte, Berlin

Ines Matéos, Experte für Bildung und Diversität

Prof. tit. Dr. Barbara Jeltsch-Schudel, Universität Freiburg, Heilpädagogisches Institut,

Abteilungsleiterin Klinische Heilpädagogik und Sozialpädagogik

Prof. Koviljka Barisnikov, Université de Genève, Unité de psychologie clinique et de neuropsychologie de l'enfant

Dagmar Domenig, Urs Schäfer
(Hrsg.)

Mediale Welt inklusive!

**Sichtbarkeit und
Teilhabe von Menschen
mit Behinderungen
in den Medien**

Im Gedenken an Peter Dammann

Diese Publikation wurde durch die Stiftung
Arkadis in Olten (www.arkadis.ch) ermöglicht.

arkadis
begleiten beraten bewegen

Publiziert von

Seismo Verlag, Sozialwissenschaften und Gesellschaftsfragen AG, Zürich und Genf
www.seismoverlag.ch | buch@seismoverlag.ch

Der Seismo Verlag wird vom Bundesamt für Kultur für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Texte © Die AutorInnen 2021

ISBN 978-3-03777-165-5 (Print, 2015)

ISBN 978-3-03777-766-4 (PDF)

[HTTP://doi.org/10.33058/seismo.30766](http://doi.org/10.33058/seismo.30766)

Umschlag: Hannah Traber, St.Gallen

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons
Namensnennung – nicht kommerziell – keine Bearbeitung
4.0 international Lizenz

Inhalt

Vorwort <i>Manuele Bertoli</i>	9
Einleitung <i>Dagmar Domenig</i>	15
Körper, Kultur und Behinderung – ein kulturhistorischer Rückblick auf Körperdarstellungen <i>Markus Dederich</i>	27
Wie wir Behinderung wahrnehmen – Dar- und Vorstellungen in den Massenmedien und in unseren Köpfen <i>Cornelia Renggli</i>	53
Vom Sorgenkind zum Superkrüppel – Menschen mit Behinderungen in den Medien <i>Rebecca Maskos</i>	69
Darstellung von Menschen mit Behinderungen im Rahmen der Marketingkommunikation von Nonprofit-Organisationen <i>Urs Schäfer und Lorenz Spinas</i>	85
Wir sind Menschen! Fotos von Menschen mit Behinderungen in der Öffentlichkeitsarbeit diverser Institutionen <i>Peter Dammann</i>	10
Behinderung im Film: Behinderte Menschen braucht es – in Haupt- und Nebenrollen <i>Alex Oberholzer</i>	115
Einfach surfen? Internetzugang für Menschen mit geistiger Behinderung <i>Gabriela Antener</i>	129
Gelebte Teilhabe – ein Praxisbeispiel <i>Luzia Aregger und Urs Schäfer</i>	163
Fotoverzeichnis	177
Autorinnen und Autoren	181

Vorwort

Manuele Bertoli

Es ist vollkommen natürlich, das ist das Besondere bei der Behinderung.

In der unsäglich komplexen Interaktion zwischen chemischen Elementen und physikalischen Gesetzen, die zu der uns bekannten materiellen Wirklichkeit beigetragen haben, sind die Ergebnisse, die den Unterschied gegenüber der Norm ausmachen, nichts anderes als Variationen eben dieser Kombinationen. Diese sind genauso rechtmässige Töchter des Chaos und des Zufalls. An ihrem Ursprung steht kein metaphysischer Wille, keine strafende Entscheidung, keine Verirrung. Sie stellen nur eine von unzähligen möglichen Ergebnissen dar. Und schon nur deswegen sollte jedes Ergebnis den gleichen Anspruch auf Würde, auf Ansehen und auf gleiche Chancen erhalten, auch wenn der Versuch, sich objektiven Grenzen zu stellen, unterschiedliche Herangehensweisen erfordert.

All das, was sich – zuweilen diffus – um die Wahrnehmung in Bezug auf die Behinderung oder die Behinderten dreht, ist daher eine reine Frage der *Kultur*, und zwar in ihrer Bedeutung der Summe der von einer Person durch Lernen und Erfahrung erworbenen, intellektuell verarbeiteten Wahrnehmungen, entsprechend angepasst an die eigene Persönlichkeit. Kurzum erzählt die Behinderung, aus dieser Perspektive, mehr über diejenige Person, die diese beobachtet, als über diejenige, die diese erlebt. Wie ich müssen viele behinderte Personen einen Teil ihres Lebens damit verbringen, zu erklären, dass die Idee, die man sich über eine Behinderung macht, oft negativer ist als die effektive Wirklichkeit, was nicht immer einfach ist, aber auch viel über Alltägliches aussagt.

Aus diesem Grunde ist es wesentlich, im Bereich kulturell erworbener Wahrnehmungen handeln zu können, um diese Wirklichkeit in das richtige Licht zu rücken, so wie es diese Publikation tut, indem sie gute und schlechte Stereotype, die immer nur Karikaturen und nie Abbilder der Wirklichkeit sind, auseinandernimmt und auf der Normalität von Diversität beharrt, nicht um diese zu verbergen oder zu relativieren, sondern um diese in unseren sozialen Kontext einzufügen, der ja aus Tausenden von Differenzen besteht.

Wie bereits erwähnt ist die Behinderung keine moralische Andersartigkeit, sondern eine natürliche Gegebenheit. Das Verhalten ihr gegenüber sollte daher von Realismus und Wissen und nicht von Mitleid geprägt sein. Wenn Behinderung Schwierigkeiten bereitet, sind es diese Schwierigkeiten, die Aufmerksamkeit brauchen und, wenn möglich, Lösungen erfordern, während

die Behinderten im Gegensatz dazu schlicht Respekt verdienen, worauf jeder Mensch ein Anrecht hat.

Wir alle kennen das Gefühl, das ein auf einem Stereotyp basierendes Urteil auslöst. Als Schweizerinnen und Schweizer empfinden wir dies jedes Mal, wenn wir im Ausland als potenzielle anonyme Bankiers, kleinliche Kuckucksuhrenmacher oder Schokoladenproduzenten wahrgenommen werden. Für behinderte Menschen ist das oft kaum anders. Ich kann gut nachvollziehen, auch aus eigener Erfahrung, wie schwierig es in der Realität ist, Klischees, auf Mitleid beruhenden, vorgefassten Darstellungen oder, im Gegensatz dazu, Verweigerung und Zurückweisung zu entkommen. Beide Haltungen sind gleichermassen lästig, die erste, weil sie den vor sich stehenden, verschiedenen Menschen nicht als das betrachtet, was er ist, sondern nur als eine Darstellung seiner selbst, die zweite, weil sie als Folge dieser Darstellung dazu führt, ihn zurückzuweisen.

Und wiederum spricht die Behinderung mehr über uns selbst als über diejenigen, die diese haben. Sie spricht über unsere Emotionen und über unsere Ängste: unter anderem über das Verschiedene, das Leiden und, in letzter Konsequenz, über den Tod.

Ich bin mir im Klaren darüber, dass der Wahrheit ins Auge zu sehen, in ihrer simplen, aber knallharten Essenz, ein Akt ist, der Mut erfordert. Mut, den wir jedes Mal aufbringen müssen (oder müssten), wenn wir dazu aufgerufen werden, uns mit der Wahrheit der Dinge zu konfrontieren. «Une pipe c'est une pipe» (um ein surrealistisches Symbol umzukehren). Dies verlangen wir, heute und immer wieder, von jenen Personen, die dafür zuständig sind, uns zu informieren und auszubilden. Dass sie uns von der Pfeife berichten oder erzählen, wenn sie dies wünschen, aber dann darüber, was diese ist und nicht darüber, wie diese von denjenigen, die keine Pfeife sind oder keine haben, wahrgenommen wird. Ansonsten wäre dies Literatur – und nicht Information und Wissen.

Erlauben Sie mir dieses Beispiel, das nur vordergründig an den Haaren herbeigezogen ist: Mitleid und umgekehrt Ächtung sind ein wenig wie der Populismus. Statt sich wirklich auseinanderzusetzen, werden nur die *emotionalisierbaren* Aspekte von Problemen angesprochen, die auf Gefühlen und Instinkten aufbauen. Diese Aspekte zu zeigen und zur Schau zu stellen, bedeutet jedoch noch keineswegs, diese auch einer Lösung zuzuführen. Doch genau das würden die in ihrem Alltag von Problemen der Behinderung betroffenen Personen benötigen: konkrete und wirksame Lösungen.

Und so sind Journalistinnen und Journalisten zu begrüßen, die den Wunsch haben, Bescheid zu wissen, sowie Medien, die fähig sind, über all die Verschiedenheiten zu berichten, und zwar darüber, was diese wirklich sind und nicht über abgedroschene Gemeinplätze. Ohne besondere Abstriche, jedoch mit dem besonderen Augenmerk, das wirklich Wesentliche der Erfahrung

gen eines verschiedenen Lebens zu erfassen; und nicht nur die unmittelbaren äusseren, notgedrungenenmassen auch banaleren Elemente.

Emotionen sind sicher ein wichtiger Faktor für die soziale Kohäsion und gehören zur individuellen Komplexität; doch ohne Realismus, Pragmatismus und Wissen gibt es weder Fortschritt noch Entwicklung. Dies ist für die Medien eine grosse Herausforderung und gehört zu den tragenden Säulen des Berufsethos der Medienschaffenden, die uns durch ihre alltägliche Erzählung der Tatsachen helfen, die Welt, in der wir leben, wirklich zu verstehen.

Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3
in Peterhof/Russland, Mai 2001

Mischa und Jura begrüßen alle Besucherinnen und Besucher am Tor. Da es nicht genug Kleider für die 1080 Bewohnerinnen und Bewohner der Anstalt gibt, gehen viele vor allem der Männer in karierten Schlafanzügen und alten Uniformen durch das Haus und den Garten.

Einleitung

Dagmar Domenig

Dieses Buch ist dem Fotografen Peter Dammann gewidmet, der am 2. Mai 2015 unerwartet für alle an einem Kreislaufstillstand gestorben ist. Da Peter einer der Gründe war, mich einerseits bewusster mit der fotografischen Darstellung von von Ausgrenzung betroffener Menschen auseinanderzusetzen, andererseits über die Funktion der Fotografie (und somit letztlich aller Medien) nachzudenken, möchte ich an den Anfang dieser Einleitung ein paar auch persönliche Worte zu unserer langjährigen Zusammenarbeit stellen.

Das erste Mal, als ich mit Peter Dammann über die Funktion der Fotografie gesprochen habe war anfangs 2000, als Peter die Bilder in meinem Lehrbuch «Transkulturelle Kompetenz» (vgl. Domenig, 2001) kritisierte. Diese waren mir vom Verlag zur Verfügung gestellt worden, und – zugegebenermassen – fand ich diese passend und eigentlich ganz gut. Doch Peter meinte nur, das seien rein illustrative Bilder, ohne eigene Aussage. Und er klärte mich eindringlich darüber auf, dass Bilder im Gegensatz dazu immer ihre eigene Geschichte schreiben müssten, die eigenständig neben dem Text zu stehen habe. Dafür benötigten Bilder aber auch einen gebührenden Platz. Als die zweite Auflage meines Lehrbuchs herauskam, steuerte Peter ein paar seiner Bilder bei (vgl. Domenig, 2007 [2001]). Das war aber erst der Anfang unserer Zusammenarbeit und auch meines Prozesses, da auch diese Bilder zwar einen gebührenden Platz erhielten, doch neben den anderen weiterhin rein illustrativen Bildern zu stehen kamen, also in dem Sinne auch keine eigene Geschichte erzählten.

Als ich im Schweizerischen Roten Kreuz (SRK) arbeitete und dann auch die Möglichkeit erhielt, etwas mehr als bisher zu entscheiden, nutzte ich die Gelegenheit und engagierte Peter – das war im Jahre 2006 – für eine fotografische Arbeit, und zwar im Rahmen eines Projektes zu Rassismus im Kantonsspital Olten. Seine Bilder berührten uns alle sehr und erzählten dieses Mal wirklich ihre eigene Geschichte. Bei der Umsetzung der Broschüre kann ich mich auch noch gut erinnern, wie Peter viel Widerstand gegen unsere hausinterne Grafikabteilung im SRK zeigte, als diese es nicht lassen konnte, runde rote Punkte mitten auf seine Schwarzweissbilder zu setzen (vgl. Kilcher, 2007). Doch leider hatte ich doch noch nicht so viel zu sagen, als dass ich diese Punkte hätte wegbringen können.

So entstand dann auch zunehmend bei mir der Wunsch, ein Projekt mit Peter zu machen, das die Fotografie mehr ins Zentrum rückt, wo Text und Bilder in ein Gleichgewicht zu stehen kommen und wo wir in enger Zusammenarbeit gemeinsam über die Gestaltung bestimmen können: So kam es zu einem gemeinsamen Buchprojekt! Darin wurden sieben Personen, die einen Bezug zu unseren Angeboten oder Projekten im SRK hatten, fotografisch und textlich porträtiert. Das Buch erhielt den Titel «Einschluss und Ausschluss» (vgl. SRK, 2010). Auch hier zeigte Peter wieder sein grosses Engagement nicht nur für die Fotografie selbst, sondern auch für diejenigen Personen, die er fotografierte. Einer Person beispielsweise, einem abgewiesenen Asylsuchenden, folgte er – auf eigene Kosten – bis nach Senegal, wo weitere sehr eindrückliche Bilder entstanden.

Als ich 2011 Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten wurde, erhielt ich eine Funktion, in der ich auch gross entscheiden kann, was Peter und mir endlich eine Zusammenarbeit ermöglichte, die dem nahekam, was wir mittlerweile beide wollten. Denn ich hatte unterdessen viel von ihm gelernt und bin dank ihm einen Weg gegangen, der mich heute anders auf die Fotografie (und andere Medien) blicken lässt. Heute bin ich eine überzeugte Anhängerin seines Plädoyers für eine sozusagen soziale und gerechte Fotografie, die klare und eigenständige Funktionen erfüllt. Eine Fotografie, die Lebensbedingungen dokumentiert, auf Missstände aufmerksam macht, Spendensammlungen für schwierig finanzierbare Projekte unterstützt, Geschichtsschreibung ermöglicht, Erinnerungsarbeit fördert und vor allem Menschen, die selten eine Plattform erhalten, als Menschen – unabhängig von ihren spezifischen Charakteristiken – ins Zentrum rückt.

So hat Peter in den letzten drei Jahren immer wieder und in allen Bereichen der Stiftung Arkadis auf eine sehr einfühlsame Art und Weise unsere Klientinnen und Klienten, teilweise auch gemeinsam mit unseren Mitarbeitenden, fotografiert. Dabei sind einzigartige Bilder entstanden, die unsere Printmittel, unsere Webseiten, aber auch unsere Jahresberichte nicht nur bereicherten, sondern im Zentrum unserer gesamten Kommunikation standen und nach wie vor stehen. Alle waren begeistert, auch der Stiftungsrat rühmte immer wieder – anlässlich der Genehmigung der Jahresberichte – diese tolle fotografische Arbeit.¹ Und auch Peter war diesmal mit unserer grafischen Arbeit sehr zufrieden. Jetzt gab es keine roten Punkte mehr, sondern die Bilder erhielten Platz, viel Platz und ersetzten Worte. So benutzen wir heute in der Stiftung Arkadis Fotografien nicht als ergänzende Illustrationen von Texten, sondern als eigen-

¹ Die Jahresberichte 2011 bis 2014 mit den Fotos von Peter Dammann können auf www.arkadis.ch eingesehen beziehungsweise heruntergeladen werden.

ständiges Kommunikationsmittel mit einer eigenen Sprache und das werden wir auch weiterhin tun.

Im November 2014 hielt Peter Dammann an unserer 2. Nationalen Arkadis-Fachtagung mit dem Titel «Mediale Welt inklusive! Sichtbarkeit und Teilhabe von Menschen mit einer Behinderung in den Medien» einen viel beachteten Fachvortrag. Dabei stand kein einziges Wort auf seiner Power-Point-Präsentation, nur seine Bilder bekam das Publikum zu sehen. Und zu all diesen Bildern erzählte uns Peter Geschichten, traurige, fröhliche, einfach schöne Geschichten. Peter war auch ein wunderbarer Geschichtenerzähler!

Aus dieser Fachtagung entstand das vorliegende Buch. Leider konnten wir seinen Beitrag nicht gemeinsam zu Ende bringen, wir waren mittendrin, doch seine zwölf Bilder, die er in dieser Publikation veröffentlichen wollte, konnte er noch auswählen und jeweils mit einem kleinen Text über die Menschen, die diese zeigen, versehen.

Das letzte Mal habe ich Peter bei der im Januar 2015 in unseren Räumen durchgeführten Ausstellung «Augenblicke» im Rahmen der Augentage Olten gesehen. Rund zwanzig seiner in der Arkadis fotografierten Bilder wurden im Eingang des Arkadis-Zentrums ausgestellt. Es freut mich sehr, dass wir diese Ausstellung noch durchführen konnten, denn das war etwas, was wir beide als gemeinsames Projekt noch verwirklichen wollten.

Menschen mit Behinderungen, insbesondere auch mit kognitiven Beeinträchtigungen oder Mehrfachbehinderungen so zu fotografieren, dass sie uns berühren, dass ihre Behinderung, ihre Beeinträchtigungen in den Hintergrund rücken, ohne verdeckt oder versteckt zu werden, war eines von Peters persönlichen, auch politischen Zielen. Denn verdecke oder verstecke man diese, sei dies eine doppelte Stigmatisierung, so seine Worte im Bericht des Oltner Tagblatts vom 17. Januar 2015 über die erwähnte Ausstellung (Oltner Tagblatt, 2015).

Dass wir Peter Dammanns Fotografien Geschichten in diesem Buch erzählen lassen, war bereits vor seinem unerwarteten Tod beschlossene Sache. Die Bilder, die jeweils vor beziehungsweise nach einem Beitrag eingefügt sind, zeigen Menschen mit Behinderungen aus Rumänien, Russland sowie der Stiftung Arkadis. Die Entstehung der Bilder wird in Peters Beitrag beschrieben. Ebenso kann hier mit seinen Worten nachgelesen werden, wie Peter anhand von Beispielen seiner Arbeit in verschiedenen Institutionen in Russland, Rumänien sowie der Schweiz den positiven Funktionen der Fotografie nachgeht, wie beispielsweise der Skandalisierung der passiven Euthanasie in der rumänischen Psychiatrie, der Spendensuche für diverse Sozialinstitutionen oder der Dokumentation der Arbeit von Institutionen für die Nachwelt.

Peter wird bei uns in der Stiftung Arkadis – und sicher auch in all seinen anderen Projekten im In- und Ausland, die er ja meist über Jahre hinweg verfolgte – eine grosse Lücke hinterlassen, war doch seine Arbeit als ehemaliger

Sozialarbeiter und Fotograf einzigartig, insbesondere, weil er es immer wieder geschafft hat, Menschen nicht einfach nur zu fotografieren, sondern sich auf sie einzulassen, sie zu respektieren, anzuerkennen und mit ihnen neugierig und empathisch in Beziehung zu treten. Dies ist auf jedem seiner Bilder – nicht nur der Arkadis-Bilder – spür- und sichtbar. Und diese Bilder werden uns nicht nur im vorliegenden Buch immer begleiten und berühren.

Das respektvolle und menschenwürdige In-Beziehung-Treten ist auch Thema der anderen Beiträge in diesem Buch, die ebenso auf den Beiträgen aus der oben bereits erwähnten Fachtagung 2014 basieren. Menschen mit Behinderungen nicht nur in der Fotografie ihren Platz in der medialen Welt zuzugestehen, ohne sie damit zusätzlich zu stigmatisieren, zu erniedrigen, zu verniedlichen, zu verfremden oder zu romantisieren, soll aus unterschiedlichen Perspektiven theoretisch, aber auch aus der medialen Praxis heraus betrachtet werden. Dabei streifen wir auch das heikle und oft auch kontrovers diskutierte Thema der Darstellung von Menschen mit Behinderungen in der Spendenwerbung. Doch auch der Zugang zu den Medien für alle, auch für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, insbesondere zum Internet und zu den sozialen Medien, das Kernstück der medialen Inklusion heutzutage, hat Eingang in dieses Buch gefunden.

So spielt für Markus Dederich der Körper eine zentrale Rolle bei der Bildung von sozialen Kategorien der Verschiedenheit und Gleichheit sowie deren jeweiliger Relevanz beziehungsweise Bewertung. Behinderte Körper dienen demnach für Zuschreibungen von Identitäten und Eigenschaften, anhand derer dann wiederum soziale Beziehungen, Interaktionsformen und Institutionen strukturiert werden. Anhand der Repräsentationsweisen behinderter Körper kann also – so Dederich weiter – hergeleitet werden, was in unserer Gesellschaft letztlich relevant ist und welche Körpernormen tief darin verankert sind. Ausgehend von einem Überblick über gegenwärtige und vergangene Diskurse über den (behinderten) Körper in den Sozial- und Kulturwissenschaften veranschaulicht Dederich dann den Prozess der gesellschaftlichen und kulturellen Deutung von körperlichen Differenzen am Beispiel von Monstern und Freaks, indem er hier unter anderem aufzeigt, wie bei der Hervorbringung gesellschaftlich relevanter Differenzen körperlichen Merkmalen eine entscheidende Bedeutung zukommt.

An den Ausgangspunkt ihres Beitrags stellt dann Cornelia Renggli die Tatsache, dass die Art und Weise unserer Wahrnehmung bestimmt, was wir jeweils als Behinderung betrachten, wobei hier die Verbindung von Darstellungen von Menschen mit Behinderung und Vorstellungen von Behinderung eine besondere Rolle spiele. Renggli betont weiter, dass eine Verbesserung der Sichtbarkeit von Behinderung in den Medien nicht per se ein- oder ausschliessend sei. Einschluss finde insofern statt, als dass etwas benannt oder gezeigt, Behin-

derung also nicht mehr verschwiegen oder versteckt werde, gleichzeitig erfolge mit dem Benennen und Zeigen jedoch auch ein Ausschluss, da etwas von der Nichtbehinderung unterschieden werde und erst jetzt als Behinderung hervortrete. Zudem sei Behinderung in den Massenmedien nicht generell unterrepräsentiert, sondern die Darstellungen seien ungleich in den jeweiligen Sparten verteilt. Daher gehe es auch nicht einfach um Quantität, sondern vor allem um die Qualität der Sichtbarmachung. Nach einer kritischen Auseinandersetzung mit verschiedenen Begrifflichkeiten im Behindertendiskurs wendet sich Renggli dann abschliessend dem Disability Mainstreaming zu, indem sie hier nicht nur für eine richtige Sprache, sondern ebenso für die Teilhabe von Menschen mit Behinderung bei der Gestaltung von Medienprodukten plädiert.

Rebecca Maskos kritisiert in ihrem Beitrag, dass für viele Medien Behinderung ausschliesslich ein ernstes Thema sei, was sie anhand verschiedener Beispiele von Leidensgeschichten aus Medien und Literatur anschaulich illustriert. Demgegenüber setzt sich Maskos mit der unter anderem von ihr entwickelten Internetplattform www.leidmedien.de für einen alternativen Umgang der Medien mit Behinderung und insbesondere mit der Sprache ein, der behinderte Menschen nicht mehr als Opfer, Leidende oder vom Schicksal Verdamnte zeichnet. Ausgehend davon, dass die meisten nichtbehinderten Menschen behinderten Menschen nicht echt, sondern ausschliesslich in den Medien begegneten, ist es gemäss Maskos umso wichtiger, etwas gegen die stereotype Art und Weise zu unternehmen, in der Medien behinderte Menschen darstellten und die meist auch eher eine nichtbehinderte Perspektive widerspiegeln. Die Individualisierung von Behinderung durch die narrative Figur des Opfers und gleichzeitig auch der Heldenfigur aufgrund der Meisterung des Lebens trotz der Behinderung führe dazu – so Maskos weiter –, dass Behinderung als soziales Verhältnis im Kontext von gesellschaftlichen Barrieren ausgeblendet werde. Mitleidsnarrative, Verobjektivierungen von Menschen sowie Projektionsflächen für das Abnormale würden so vor allem eine Selbstvergewisserung für die nichtbehinderte Identität bieten. Umso erfreulicher sei es, dass zunehmend auch behinderte Autorinnen und Autoren, wenn auch vor allem in Blogs, sich zu äussern und Journalistinnen und Journalisten zu ermahnen begännen.

Urs Schäfer und Lorenz Spinas stellen in ihrem Beitrag in einem ersten Teil den Schweizer Spendenmarkt aufgrund der Ergebnisse des Spendenmonitors der Gesellschaft für Sozialforschung vor und stellen dabei fest, dass fast ein Drittel der Spendenden für Behindertenorganisationen spendet. Behindertenorganisationen weisen jedoch auch eine starke Medienpräsenz auf, da sie einerseits auf Spenden angewiesen seien, andererseits Botschaften verbreiten möchten, wobei Schäfer und Spinas in Frage stellen, ob sich das Sammeln von finanziellen Mitteln überhaupt dazu eigne, gleichzeitig auch die Verbesse-

rung der Lebenssituation der entsprechenden Zielgruppen oder die politische Stimmung ihnen gegenüber positiv zu beeinflussen. Nach weiteren Reflexionen zur Spendenwerbung und den unterschiedlichen Erwartungen auf allen Seiten wenden sich Schäfer und Spinas vier Nonprofit-Organisationen aus dem Behindertenbereich zu und analysieren deren konkrete Werbeaufträge. Abschliessend stellen Schäfer und Spinas fest, dass der Grossteil der Nonprofit-Werbung im Behindertenbereich tradierte Erwartungen bediene, indem bekannte Alltagssituationen abgebildet würden, was nicht nur dem meist knappen Budget, sondern auch der notwendigen Wirklichkeitsnähe für ein erfolgreiches Fundraising entspreche. Und doch plädieren Schäfer und Spinas für eine mutigere Darstellung von Menschen mit Behinderungen in der Spendenwerbung, die behinderte Menschen nicht nur als Opfer, sondern – ganz im Sinne der Inklusion – als selbstbestimmte und selbstbewusste Menschen zeige, ohne dabei jedoch Botschaften und dazugehörige Bilder zu überspitzen und einer Ästhetisierung ohne Realitätsbezug zu frönen.

Alex Oberholzer stellt in seinem Beitrag die bekanntesten Kinofilme zum Thema Behinderung vor und kommentiert diese gleichzeitig. Dabei ist Oberholzer der Ansicht, dass die Zunahme von Behindertenrollen und Behindertengeschichten im Kinofilm aufgrund der damit verbundenen stärkeren Sichtbarkeit von Behinderung grundsätzlich positiv zu werten sei, unabhängig davon, wie und von wem behinderte Menschen gespielt würden. Behindertenrollen seien bei Schauspielerinnen und Schauspielern äusserst beliebt, weil Lebensgeschichten von behinderten Menschen Einiges zu bieten hätten – auch für den beruflichen Erfolg – wobei es eben nicht um die behinderten Menschen selbst ginge, wie Oberholzer betont. Dies sei auch der Grund, warum Behindertenrollen kaum von Menschen mit Behinderungen gespielt würden, und wenn, meist erfolglos. Doch deren Schicksale seien der ideale Träger für Emotionen und aussergewöhnliche Leistungen, so dass behinderte Darstellerinnen und Darsteller zum beliebten dramaturgischen Mittel mutierten. Im Gegensatz dazu sollten gemäss Oberholzer die realen Wahrnehmungswelten behinderter Menschen – ohne Verschönerung des Problems – visualisiert und aktiv – ohne dramaturgisch-emotionalen Kick – in die Handlung eingegliedert werden. Dafür eigneten sich alternative Festivals, die Filme behindertengerecht aufbereiten, wie das von Oberholzer mitbegründete internationale Kurzfilmfestival «look&roll» dies bereits heute tue.

In ihrem Beitrag setzt sich Gabriela Antener für E-Inklusion ein, also die Schaffung des Zugangs zum Internet für alle – insbesondere auch für Menschen mit einer geistigen² Behinderung – denn fehlende Zugänglichkeit sei

2 Die Herausgeberin und der Herausgeber weisen darauf hin, dass wir uns in unseren Texten an den Schreibtipps der Website www.leidmedien.de orientieren und Begriffe wie «Menschen

gleichzusetzen mit dem gesellschaftlichen Ausschluss. In einem ersten Teil geht Antener auf die heutige grosse Bedeutung des Internets in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen ein, um sich dann in einem nächsten Schritt der Barrierefreiheit im Internet – bestehend aus Web-Angeboten, die von allen Nutzerinnen und Nutzern unabhängig von deren Fähigkeiten, Beeinträchtigungen oder technischen Möglichkeiten genutzt werden könnten – zuzuwenden. Niemandem dürften – so Antener – Hindernisse in den Weg gelegt werden, wenn er oder sie diese Angebote in Anspruch nehmen wolle. Antener stellt anschliessend verschiedene konkrete Standards vor und erläutert Möglichkeiten der barrierefreien, einfachen Gestaltung von Internetplattformen, insbesondere auch den Leitfaden zur Gestaltung von einfachen Internetbenutzeroberflächen für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, an deren Entwicklung Antener selbst mitgewirkt hat. Nach einem Exkurs zu geistiger Behinderung als bio-psycho-sozialem Phänomen wendet sich Antener schliesslich dem Alltag von Menschen mit einer geistigen Behinderung und deren Nutzung des Internets zu und stellt dabei fest, dass starke Abhängigkeiten – sei es von Familienangehörigen oder sei es von Betreuungspersonen innerhalb einer Institution – deren Internetnutzung erschweren. Antener spricht sich schliesslich sowohl für eine generelle einfachere Nutzung des Internets aus, gleichzeitig aber auch dafür, spezifische, darüber hinausgehende Erfordernisse für Menschen mit geistiger Behinderung in die Planung von Internetangeboten und in die Beratung zur Zugänglichkeit von Informations- und Kommunikationstechnologien einzubeziehen.

Im letzten Beitrag stellen Luzia Aregger und Urs Schäfer ein Beispiel aus der Praxis vor, nämlich das Kommunikationsatelier der Stiftung Arkadis, das im Sommer 2013 als neues Angebot eröffnet worden ist. Aregger und Schäfer beschreiben den Prozess von der Rekrutierung der Mitarbeitenden mit einer Behinderung bis hin zur Gestaltung des Arbeitsalltags im Kommunikationsatelier. Im Zentrum steht dabei die möglichst umfassende Partizipation aller Beteiligten mittels der Unterstützten Kommunikation. Ausgehend davon, dass kognitive Beeinträchtigung kein fixierter Zustand ist, sondern sich in Wechselwirkung mit der Umwelt ständig verändert, soll das Kommunikationsatelier eine Umgebung und ein soziales Umfeld schaffen, das es Menschen mit Behinderungen ermöglicht, sich zu entfalten, Fähigkeiten (weiter)zuentwickeln und möglichst am sozialen Leben teilzuhaben. Ziel der Unterstützten Kommunikation sei dabei immer – so Aregger und Schäfer weiter – eine Erweiterung der kommunikativen Möglichkeiten bei Menschen mit ungenügender oder keiner Lautsprache, und zwar durch einen multimodalen, gleichzeitigen Einsatz

mit Behinderungen» oder «kognitive Beeinträchtigung» verwenden. Den Autorinnen und Autoren haben wir die Verwendung anderer Begrifflichkeiten in ihren Beiträgen freigestellt.

verschiedener Kommunikationsformen. Abschliessend fordern Aregger und Schäfer, dass das sozialpädagogische Personal immer auf dem neusten Stand technologischer Entwicklungen zu sein habe, von denen im elektronischen und kommunikativen Bereich in naher Zukunft einiges zu erwarten sei. Denn der Einsatz unterschiedlichster Mittel erlaube es in zunehmendem Masse, auf die individuellen Bedürfnisse der Klientinnen und Klienten noch besser einzugehen und mit ihnen gemeinsam einen Weg zu gestalten, der weitere Schritte auf dem Weg der Partizipation ermögliche.

Mit diesem letzten Beitrag aus dem Kommunikationsatelier der Stiftung Arkadis schliesst sich der Kreis wieder, indem hier über einen Ort geschrieben wird, der an den Voraussetzungen dafür arbeitet, dass möglichst viele Menschen auch mit einer kognitiven Beeinträchtigung aktiver Teil einer menschenwürdigen, respektvollen Medienwelt werden und insbesondere auch Zugang zum Internet und zu den sozialen Medien erhalten. Ausgehend von Darstellungen von anderen oder aussergewöhnlichen Körpern und der unauflösbaren Verbundenheit mit den sogenannten normalen Körpern – als deren Gegenstück sie fungieren – haben wir gelernt, dass die Repräsentation von Behinderung, sei es sprachlich, bildlich oder filmisch, immer sozial konstruiert ist und nicht losgelöst von gesellschaftlichen Wahrnehmungs- und Bedeutungswelten erfasst und verstanden werden kann. Behinderte Menschen erfüllen dabei viele Funktionen, indem sie Projektionsflächen für Emotionen, Traumwelten, Aussergewöhnliches, Ausserordentliches, aber auch für das Böse und Angsterregende schlechthin bieten, die Dramaturgie im Film und den Plot im Text erleichtern und das Herz der Spendenden erweichen. Doch behinderte Menschen wollen nicht für all das instrumentalisiert werden, sie wollen auch in den Medien als Menschen betrachtet, gehört, gesehen und dargestellt werden, und zwar als ganz normale Menschen, wie du und ich. Und damit sie sich dafür einsetzen können, brauchen sie auch alle Zugang zu Medien, Kommunikation und Internet.

Mit diesem Buch hoffen wir, die ganze Komplexität, die sich im Buchtitel «Mediale Welt inklusive! Sichtbarkeit und Teilhabe von Menschen mit einer Behinderung in den Medien.», versteckt, etwas ans Licht zu bringen und zum Nachdenken anzuregen: über uns, über andere sowie über das uns alle auch via Medien Verbindende!

Ich möchte an dieser Stelle allen an der Entstehung dieses Buchs beteiligten Personen ganz herzlich danken!

Dagmar Domenig
Im August 2015

Literatur

- Domenig, Dagmar (Hrsg.) (2001). *Professionelle transkulturelle Pflege. Handbuch für Lehre und Praxis in Pflege und Geburtshilfe*. Bern: Huber.
- Domenig, Dagmar (Hrsg.) ([2001] 2007). *Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Bern: Huber.
- Kilcher, Anne (2007). *Rassistische Diskriminierung am Arbeitsplatz «Spital»*. *Empfehlungen zur Prävention und Bekämpfung für Institutionen der Gesundheitsversorgung*. Bern: Schweizerisches Rotes Kreuz.
- Onnis, Deborah, 17.01.2015. Er schaut der Realität ins Auge. S. 22 in *Oltner Tagblatt*. Olten: Oltner Tagblatt.
- SRK, Schweizerisches Rotes Kreuz (Hrsg.) (2010). *Einschluss und Ausschluss. Betrachtungen zu Integration und sozialer Ausgrenzung in der Schweiz*. Zürich: Seismo.

Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3
in Peterhof/Russland, Mai 2001

Ida – sie wird bald 80 Jahre alt – füttert
jeden Tag um 13.30 Uhr die Katzen vor
dem Massagesalon des Internats, in dem
sie auch arbeitet. Im Internat wohnen
mindestens 100 Katzen, die auf den Flur-
ren und in den Zimmern herumlaufen.
Dieses Foto hing lange über ihrem Bett.

Körper, Kultur und Behinderung – ein kulturhistorischer Rückblick auf Körperdarstellungen

Markus Dederich

Einleitung

Vielfalt, Heterogenität, Diversität, Differenz und so weiter sind im Kontext des Diskurses über die Inklusion zu erziehungswissenschaftlichen Schlüsselbegriffen geworden. Unabhängig davon, ob diese Begriffe synonym verwendet oder theoretisch unterschiedlich gefasst werden, beziehen sie sich auf die Verhältnisbestimmung von Gleichheit und Verschiedenheit. In den verschiedenen humanwissenschaftlichen Disziplinen werden seit langem unter verschiedenen Gesichtspunkten die Fragen diskutiert, ob Menschen in erster Linie gleich oder verschieden seien, in welchen Hinsichten sie gleich und in welchen verschieden seien und welche Konsequenzen die jeweilige Verhältnisbestimmung für ihren anthropologischen, sozialen, politischen oder moralischen Status habe (vgl. Dederich, 2013). In den neueren Sozial- und Kulturwissenschaften werden Gleichheit und Verschiedenheit konstituierende Unterschiede zwischen Menschen grundsätzlich aus historischer, gesellschaftlicher und kultureller Perspektive betrachtet und als Konstruktionen gedeutet. Damit ist gemeint, dass Menschen nicht als naturwüchsig anzusehen sind, also nicht auf ontologische, im Sein selbst liegende Sachverhalte verweisen, sondern als Produkte oder Effekte gesellschaftlicher beziehungsweise kultureller Erkenntnis-, Deutungs- und Bewertungsprozesse zu verstehen sind (vgl. Dederich, 2012). Hieraus ergeben sich verschiedene weiterführende Fragen: Wie und unter welchen historischen und gesellschaftlichen Bedingungen werden bestimmte Unterschiede überhaupt so bedeutsam, dass sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Viele potenzielle Unterschiede bleiben nämlich so lange unbemerkt oder werden als belanglos übergangen, wie ihnen keine theoretische oder praktische Relevanz zugeschrieben wird. Oder wie werden Unterschiede dargestellt und gedeutet, wenn sie erst einmal als relevant markiert und dadurch in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt worden sind, zum Beispiel in Bildern, religiösen Texten, wissenschaftlichen Veröffentlichungen oder politischen Programmen? Und welche Bedeutung wird Unterschieden zugeschrieben, wie werden diese interpretiert, welche anthropologischen, sozialen, politischen und moralischen Schlussfolgerungen werden daraus gezogen? Schliesslich ist zu fragen, welche Folgen die Differenzkonstruktionen für die betroffenen Menschen, aber

auch für die Gesellschaft insgesamt haben. Für wen entstehen Vorteile, für wen Nachteile, wer oder welche Gruppen gewinnen dadurch eine privilegierte Position oder werden stigmatisiert, an den Rand gedrängt und gegebenenfalls ausgeschlossen?

Die nachfolgende Darstellung geht von der Annahme aus, dass der Körper bei der Wahrnehmung von Unterschieden, ihrer Markierung als relevant und der Herausbildung und Ausformung von sozialen Differenzkategorien und deren Bewertung eine zentrale Rolle spielt. Daher wird zunächst ein geraffter Überblick über wichtige Aspekte gegenwärtiger Diskurse über den Körper in den Sozial- und Kulturwissenschaften gegeben. Hier schliesst eine kurze theoretische Skizze zur Konstruktion von Gleichheit und Verschiedenheit an, die auf die körpertheoretischen Vorüberlegungen zurückgreift. Hierbei soll auch die Relevanz von Körpertheorien für den Diskurs über Behinderung erläutert werden. Schliesslich werde ich den Prozess der gesellschaftlichen und kulturellen Deutung von körperlichen Differenzen am Beispiel von Monstern und Freaks beleuchten. Beginnen möchte ich mit einigen kurzen Hinweisen zum Begriff der Kultur.

Zum Begriff der Kultur

Seit Ende der 1960er-Jahre zeichnete sich in den Sozialwissenschaften mit der verstärkten Hinwendung zur Kultur eine als *cultural turn* bezeichnete grundlagentheoretische Umorientierung ab:

Kollektive Sinnsysteme – Wissensordnungen, symbolische Codes, Deutungsschemata, Semantiken, kulturelle Modelle – werden nicht mehr als Epiphänomene, sondern als notwendige Bedingung aller sozialen Praxis wahrgenommen und somit von der Peripherie ins Zentrum der sozialwissenschaftlichen Perspektive gerückt. (Reckwitz, 2000, 16)

In diesem Zitat wird eine zentrale Funktion von Kultur angesprochen: Die Bereitstellung von symbolisch vermitteltem Sinn, von Wissen und Ordnungsvorstellungen. Jedoch ist Kultur weit mehr als ein kognitives Phänomen. Sie umfasst auch die Herstellung von Artefakten, die Gestaltung und Umformung von Lebensräumen und das Gesamt kollektiver sozialer Praktiken. In diesem Sinn unterscheidet Ryan zwischen inneren und äusseren beziehungsweise materiellen und nichtmateriellen Aspekten der Kultur, die beispielsweise Folgendes umfasst:

(Zum einen Dinge,) die wir aus Sprache, Tönen oder Farben herstellen oder erschaffen [...]. Zum anderen ist Kultur jedoch auch, was ausserhalb unserer selbst liegt und unseren Gedanken, Gefühlen und Handlungen Form gibt. [...]. In diesem Sinne besteht Kultur aus den Ideen, Praktiken und Institutionen gelebter Erfahrung des Gemeinschaftslebens. (Ryan, 2011, 15)

Böhme et al. (2002) zufolge bezeichnet das deutsche Wort Kultur seit dem 17. Jahrhundert:

Das Gesamt der Einrichtungen, Handlungen, Prozesse und symbolischen Formen, welche mit Hilfe von planmässigen Techniken die vorfindliche Natur in einen sozialen Lebensraum transformieren, diesen erhalten und verbessern, die dazu erforderlichen Fertigkeiten (Kulturtechniken, Wissen) pflegen und entwickeln, die leitenden Werte in besonderen Riten befestigen (cultus) und insofern soziale Ordnungen und kommunikative Symbolwelten stiften, welche kommunitären Gebilden Dauer verschaffen. (Böhme et al., 2002, 104 f.)

Kultur umgreift demnach das Ganze der sozialen Welt und verleiht dieser symbolisch vermittelten und vermittelbaren Sinn sowie eine spezifische Form und Ordnung, gewährleistet Kontinuität und ist zugleich veränderbar. Einerseits bettet die durch die Menschen geschaffene Kultur Dinge, Ereignisse und Erfahrungen in eine symbolische Ordnung ein und verleiht ihnen dadurch einen überindividuellen Sinn, andererseits wirkt sie aber gleichermassen auch auf die Menschen zurück. Sie ist nicht nur Ausdruck des Wissens, der Ideenwelt, der Schaffung von Sinn, der Sozialität und des praktischen Könnens von Menschen, sondern sie ist zugleich wirkungsmächtig, indem sie ihrerseits das Wissen, die Ideenwelt, den Sinn, die Sozialität und das praktische Können prägt, indem sie ein strukturierendes, zugleich selektives und exklusives Ordnungsschema vorgibt. Indem beispielsweise eine Naturkatastrophe als ein Ausdruck für das Walten einer göttlichen Instanz in der Welt gedeutet wird, wird dieses Ereignis nicht nur mit einem bestimmten Sinn versehen, sondern werden andere Deutungsmöglichkeiten zumindest tendenziell in den Hintergrund geschoben oder erst gar nicht in Erwägung gezogen.

Für unseren Zusammenhang ist von besonderer Bedeutung, dass Kultur die vorfindliche Natur technisch und symbolisch transformiert und zu einem Teil der Menschenwelt macht. Dieser transformierende Prozess betrifft auch, wie nachfolgend gezeigt werden soll, den menschlichen Körper sowie all jene Phänomene, die wir heute unter dem Begriff Behinderung zusammenfassen. Hierzu ist es zunächst erforderlich, kurz aufzuzeigen, wie Gesellschaft und Kultur bestimmte kollektive Deutungen des Körpers hervorbringen.

Der Körper im Licht der Körpersoziologie und der Disability Studies

Während der Körper lange Zeit keinen systematischen Stellenwert in den Sozial- und Kulturwissenschaften innehatte, gibt es seit den 1980er-Jahren ein reges Interesse an ihm. Es kam zu einer Entdeckung des Körpers als einem zentralen Gegenstand verschiedener Disziplinen, etwa der Historischen Anthropologie (vgl. König, 1989) oder der Pädagogik (vgl. Rumpf, 1981). In der gegenwärtigen soziologischen Körperforschung werden höchst unterschiedliche Themen bearbeitet. Eine zentrale grundlagentheoretische Frage der Soziologie betrifft das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Auf diese Frage gibt es auch körpertheoretische Antworten, wobei sich hierbei im Wesentlichen zwei Blickrichtungen ausmachen lassen: Die eine fragt danach, wie Gesellschaft auf den Körper formend einwirkt und diesen verändert oder, noch radikaler gefragt, wie Gesellschaft den Körper hervorbringt. Ein wichtiger Bezugspunkt dieses Diskursstrangs sind die Arbeiten Foucaults zum Körper und zur Geschichte der Sexualität (vgl. Foucault, 1976, 1983). Die dieser Blickrichtung folgenden Untersuchungen zur Vergesellschaftung des Körpers zeigen nach Gugutzer (2004, 141):

Wie gesellschaftliche Strukturen, vor allem Ungleichheits- und Machtstrukturen, Diskurse, Institutionen und Organisationen den Umgang mit dem Körper, Einstellungen zum Körper sowie das Spüren des eigenen Körpers prägen.

Des Weiteren wird gezeigt, «wie der Körper gesellschaftliche Werte, Normen und Strukturen zum Ausdruck bringt» (Gugutzer, 2004, 142). Die andere Perspektive fragt demgegenüber, welche Bedeutung dem Körper bei der Reproduktion des Sozialen zukommt, also zum Beispiel, welche Funktion er bei der Hervorbringung, Aufrechterhaltung und Störung von Interaktionsordnungen hat.

Wie wird der Körper zum Medium der Her- und Darstellung sozialer Ordnung, und welche Formen der Körperverwendung werden typischerweise genutzt, um gesellschaftliche Ordnung ins Wanken oder gar zum Einsturz zu bringen? (Gugutzer, 2004, 143)

Bei Gugutzer geht es bei der ersten Blickrichtung um den Körper als Produkt der Gesellschaft und erst in zweiter Linie um den Körper als produktiven Akteur. Neuere Theorien versuchen, beide Blickrichtungen zu verknüpfen (vgl. Schroer, 2005). Dabei werden gesundheits- oder behinderungsbezogene Differenzen, Verkörperungen von Marginalisierungsprozessen oder Themen wie Schmerz, Pflege, Rehabilitation oder Prothetisierung in der Körpersozio-

logie bis vor wenigen Jahren, wenn überhaupt allenfalls am Rande thematisiert (vgl. Gugutzer, 2004 und Schroer, 2005). Soziologische Körpertheorien blenden somit das Thema Behinderung ebenso weitgehend aus wie Theorien zur sozialen Ungleichheit und Exklusion. Erst nach der Jahrtausendwende erscheinen erste, vorwiegend im Kontext der Disability Studies¹ verortete Arbeiten, die mit einer Thematisierung ausserordentlicher und marginalisierter Körper diese Lücke zu schliessen beginnen (vgl. Junge und Schmincke, 2007). Indem die Disability Studies die Konstruktion des behinderten Körpers zum Thema machen, setzen sie dort an, wo die Körpersoziologie in der Regel nicht weiterfragt. Angesichts der vor allem in den Kulturwissenschaften fast allgegenwärtigen Rede von der Konstruktion des Körpers ist an dieser Stelle ein kritischer Hinweis zu konstruktivistischen Theorien angebracht.

Aus phänomenologischer Sicht führen konstruktivistische Theorien zu problematischen Verkürzungen (vgl. Dederich, 2010). Wie die Phänomenologie zeigt, impliziert Erfahrung einerseits Momente der Interpretation, der Bedeutungszuweisung, der Einordnung der Erfahrung in ein sozial, historisch und kulturell bedingtes System des Wissens. Zugleich aber zeigt sie, dass diesen Akten der Interpretation und Bedeutungszuweisung etwas vorausgeht, nämlich, dass etwas auffällig wird und sich etwas meiner Wahrnehmung aufdrängt. Dieses Auffallen und Sich-Aufdrängen geht jedem Akt der Konstruktion voraus. Insofern scheint der Begriff der Konstruktion nur haltbar zu sein, wenn er nicht im Sinne einer quasi willkürlichen Erfindung verstanden wird, die keinerlei Verankerung in einer der Erfahrung vorgängigen Realität hat, sondern im Sinne der Hervorbringung von etwas als etwas: Etwas, das sich meiner Erfahrung aufdrängt und auf das ich mit meiner Erfahrung antworte, die ihrerseits durch verschiedene soziokulturelle und historische Kontexte mitbedingt ist. Wenn hier von Konstruktion die Rede ist, soll damit also auf spezifische Formen der machtförmigen Organisation der Erfahrung, auf den Prozess der Verfestigung und Vergegenständlichung von Erfahrungen sowie auf die Resultate dieser Organisation und Verfestigung hingewiesen werden.

In Bezug auf die gesellschaftliche Hervorbringung behinderter Körper sowie auf die Folgen des Auftauchens solcher Körper in der Gesellschaft gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Untersuchungen, die vor allem wissenschafts- und kultur- beziehungsweise gesellschaftshistorische Aspekte betonen. Sie arbeiten historisch sich wandelnde ästhetische, kulturelle, medizinische Modelle, Vorstellungen, Bilder, narrative Muster, Erwartungen, Normen und Phantasmen, aber auch individuelle und gesellschaftliche, in der Moderne

1 Die Disability Studies sind ein interdisziplinär arbeitendes Forschungsfeld, das Behinderung nicht primär als individuelles, sondern als soziales, historisches und kulturelles Phänomen begreift, das folglich vornehmlich aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive untersucht wird.

zunehmend institutionell eingebettete Praktiken zur Pflege und Kultur, zur Formung und Domestizierung des menschlichen Körpers heraus (vgl. Dederich, 2012).

Die Disability Studies begreifen marginalisierte und behinderte ebenso wie normalisierte Körper als «Ausdruck eines gesellschaftlichen Verhältnisses» (Schmincke, 2007, 13). Am Leitfaden des Körpers werden Prozesse rekonstruiert und analysiert, die Behinderung als diskursives Ereignis hervorbringen. Damit ist Folgendes gemeint: Behinderung wird dem Körper durch kulturelle Deutungsmuster und soziale Interaktionen eingeschrieben, so dass dieser zu einer Verkörperung gesellschaftlicher Verhältnisse wird, die er zugleich reproduziert. Behinderte Körper sind «sowohl Produkte wie Produzenten der entsprechenden materiellen Praktiken ihrer Zurichtung und Darstellung» (Gugutzer und Schneider, 2007, 47). Bei diesem Prozess spielen Normen beziehungsweise Normalitätserwartungen eine entscheidende Rolle. Sie bilden eine Matrix, die festlegt, wie Körper sein sollten und welche Abweichungen als nicht mehr hinnehmbare, also spezifische (zum Beispiel medizinische, psychologische oder pädagogische) Interventionen notwendig machende Problemfälle anzusehen sind. Erst auf diesem Weg wird es überhaupt möglich, bestimmte Körper als ausserordentliche Körper oder abweichende Biologien zu denken. Mit anderen Worten: Auf den Körper bezogene Normalitätsvorstellungen sowie Durchschnitts- und Idealnormen können nicht ohne abweichenden Kontrast existieren (vgl. Davis, 1995). In diesem Sinne schreibt Garland Thomson:

Kulturelle Dichotomien leisten ihre beurteilende Arbeit: Dieser Körper ist unterlegen, jener ist überlegen, dieser ist schön oder perfekt, jener ist grotesk und hässlich. In dieser Ökonomie des visuellen Unterschieds werden jene Körper, die für unterlegen gehalten werden, zu Schauspielen des Andersseins, während die ungezeichneten im neutralen Raum der Normalität beschützt werden. (Garland Thomson, 1997, 7f.)

Da es nicht nur visuelle Unterschiede gibt, die sich vor allem auf physisch Sichtbares beziehen, sondern beispielsweise auch akustische (etwa Schreien, Stimmeln, Stottern, unartikulierte Lautieren, extrem verlangsamte Rede und so weiter), wäre es allerdings angemessener, von einer *Ökonomie des ästhetischen Unterschieds* zu sprechen. Diese arbeitet mit wertenden Unterscheidungen wie schön/hässlich, angenehm/unangenehm, vertraut/unvertraut und so weiter und mündet in «die Produktion von Behinderung als menschliche Absonderlichkeit oder ausserordentliche Beschränkung» (Mitchell und Snyder, 2001, 204). Behinderung ist insofern als doppelte Negation zu begreifen: Zum einen wird sie «allen «abweichenden» Biologien als diskreditierende Eigenschaft attribuiert», zum anderen dient sie «als materielles Kennzeichen der Minderwertig-

keit selbst» (Mitchell und Snyder, 2000, 3). Als Verkörperung unerwünschter Differenz ist die Behinderung der Beweis für die Minderwertigkeit nicht nur des so attribuierten Körpers, sondern auch des Menschen, der mit und in diesem Körper lebt. Insofern kann man sagen, dass Behinderung als Grundfigur menschlicher Disqualifizierung (Mitchell und Snyder, 2000, 3) fungiert. Nach dieser Theorie ist zentral, dass gesellschaftlich-historische Normen einerseits körperlich codiert – und auf diesem Wege naturalisiert werden –, andererseits die Funktion eines Barometers übernehmen, mittels dessen alle Körper beurteilt und verglichen werden (vgl. Mitchell und Snyder, 2001, 204).

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Einerseits sind behinderte Körper insofern als Produkt zu begreifen, als sie als Rohmasse für die Zu- und Einschreibung von Eigenschaften und Identitäten fungieren. Auf diesem Wege werden sie zu Verkörperungen gesellschaftlicher Verhältnisse. Mit dieser Theorieperspektive kann die Tendenz, Behinderung durch die Dominanz eines medizinischen Blicks zu naturalisieren, unterlaufen werden. Andererseits werden soziale Beziehungen, Interaktionsformen und Institutionen anhand der den Körpern eingeschriebenen Bedeutungen und Identitäten strukturiert, etwa indem der Person mit dem Blindenstock sofort mit einer unterwerfenden Geste des Mitleids Hilfe angeboten wird. Folgt man der skizzierten Theorieperspektive der Disability Studies, hätten alte, kranke und behinderte Körper wichtige Funktionen bei der Produktion und Reproduktion des Sozialen, und zwar sowohl auf der eher lebensweltlichen Mikroebene als auch auf der gesellschaftlichen Makroebene. Diesbezüglich sind folgende, miteinander verbundene Aspekte bedeutsam.

Erstens lässt sich – so meine Hypothese – anhand der Repräsentationsweisen behinderter Körper herausarbeiten, was in unserer Gesellschaft wichtig ist, was zählt, welche Werte wir haben, was wir fürchten und so weiter. Auf der Ebene der Körperlichkeit wird so sinnfällig und greifbar, wenn Menschen aus dem Rahmen fallen, anders sind, Erwartungen nicht entsprechen. Der Verlust von Leistungsfähigkeit und Gesundheit und deren sinnlich erfahrbaren Manifestationen lösen ein Spektrum von Gefühlen zwischen Erschrecken, Abwehr und Mitleid aus und rufen Bewältigungsversuche auf den Plan, die im Spannungsfeld von verantwortlicher Sorge, Reparaturbedürfnissen, Verleugnung, Abschiebungstendenzen und gelegentlich auch Vernichtungsimpulsen angesiedelt sind. Indem bestimmte Körper in ihrer Unzulänglichkeit wahrgenommen und ihre Negativabweichung hervorgehoben werden, werden sie «zu einer Quelle sozialer Ängste vor solch beunruhigenden Angelegenheiten wie Verletzlichkeit, Kontrolle und Identität» (Garland Thomson, 1997, 6).

Zweitens – und dieser Punkt ist eng mit dem vorangehenden verknüpft – untergraben behinderte Körper das moderne Verständnis von Subjektivität. Mit ihrer Gebrechlichkeit und Abhängigkeit sind sie verkörperte Negationen

sehr hoch eingeschätzter Güter beziehungsweise Eigenschaften moderner Individuen, wie etwa Selbstständigkeit und Selbstkontrolle, Vertragsfähigkeit und Entscheidungsautonomie und so weiter. Vor allem Menschen mit geistiger Behinderung oder schweren und mehrfachen Behinderungen unterlaufen tief in unserer Gesellschaft verankerte Körpernormen und Technologien der Selbstführung. Im Licht von Emanzipation, Selbstbestimmung und Individualisierung erscheinen Krankheit, Behinderung und Alter höchst problematisch für Betroffene, ihre Angehörigen und die Gesellschaft insgesamt.

Drittens werden behinderte Körper, systemtheoretisch gesprochen, für die Bildung von Leitdifferenzen beziehungsweise binären Codes herangezogen, an denen sich die Gesellschaft und bereits existierende Subsysteme weiter ausdifferenzieren. Denn wie eine ganze Reihe anderer abweichender Körper auch werden alte behinderte Körper als problematisch wahrgenommen und der Zuständigkeit von Spezialistinnen und Spezialisten zugewiesen, die sich ihrer in der Regel in separierten, eigens eingerichteten Institutionen annehmen. Diese und die in ihnen beheimateten Professionen sind aber nicht nur damit beschäftigt, ein als solches definiertes gesellschaftliches Problem einfach nur zu bearbeiten. Indem sie es durch Pflege, Heil- und Linderungsversuche, Ursachenforschung, begriffliche Ausdifferenzierung, theoretische Einrahmung, die Entwicklung neuer Therapien und so weiter traktieren, bringen sie es in dieser spezifischen Form überhaupt erst hervor.

Vor dem Hintergrund der soeben skizzierten körpertheoretischen Überlegungen soll im folgenden Abschnitt etwas genauer erläutert werden, wie Unterschiede zwischen Menschen sozial bedeutsam und wirkungsmächtig werden.

Heterogenität und körperliche Differenzen

Im erziehungswissenschaftlichen Diskurs über Heterogenität und Vielfalt werden zahlreiche empirische Differenzen zwischen Menschen diskutiert, wie das Geschlecht, die Hautfarbe und andere körperliche Merkmale, Intelligenz, Begabungen und Talente, kulturelle und soziale Herkunft, sozialer und ökonomischer Status, Denk- und Lebensstile, weltanschauliche, politische, religiöse Orientierungen, sexuelle Präferenzen und so weiter. Auch wenn manche dieser Aspekte von Differenz biologisch bedingt sind, werden sie erst im Rahmen einer Gesellschaft, die sich deutend und handelnd auf sie bezieht, zu bedeutungsgeladenen sozialen Tatsachen. Wie bereits festgestellt wurde: Ob empirische Unterschiede überhaupt als solche wahrgenommen und als bedeutsam eingestuft werden, wird in erheblichem Masse nicht nur durch sozioökonomische, sondern auch durch soziokulturelle Faktoren mitbestimmt (vgl. Dederich et al., 2009).

Bei genauem Hinsehen erweisen sich Kategorien wie Heterogenität, Vielfalt, Diversität und so weiter als vieldeutig. Sie können deskriptiv oder normativ verstanden werden, sich also eher beschreibend auf beobachtbare Sachverhalte beziehen oder mit wertbezogenen Unterscheidungen verknüpft werden. Die blosser Feststellung, dass Menschen unterschiedliche Eigenschaften haben beziehungsweise bestimmte Eigenschaften bei unterschiedlichen Menschen unterschiedlich ausgeprägt sein können, ist eine beschreibende und nicht wertende Aussage. Sobald solche Fähigkeiten oder Eigenschaften hinsichtlich ihres Ausprägungsgrades oder ihrer Qualität bewertet und gewichtet und mit Erwartungen und Sanktionen verbunden werden, entstehen werthaltige Hierarchien. Dies geschieht dann, wenn bestimmte Eigenschaften (zum Beispiel die körperliche Leistungsfähigkeit, die sexuelle Orientierung oder die Problemlösungskompetenz von Kindern) aufgrund historisch gewachsener gesellschaftlicher und kultureller Bedeutungszuweisung nicht einfach nach dem Schema des Mehr/Weniger beschrieben, sondern in eine Rangfolge wie besser/schlechter gebracht werden. Nun können Menschen auf der Grundlage von solchen Differenzierungsprozessen verglichen, bewertet und eingeordnet werden, etwa hinsichtlich ihres sozialen Status oder ihres ökonomischen Wertes. Wenn diese Unterscheidungen so weit gehen, dass Menschen auf ihrer Grundlage einen Platz am Rande der Gesellschaft zugewiesen bekommen, benachteiligt oder von Ausschluss bedroht werden, schlägt Differenzierung in Diskriminierung um.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu betonen, dass alle genannten Dimensionen von Heterogenität gesellschaftlich und kulturell bestimmten Wahrnehmungs-, Deutungs- und Bewertungsprozessen unterliegen. Tatsächlich ist Heterogenität – als soziale Tatsache – das Produkt kollektiver Wahrnehmungen, Deutungen, Bewertungen und Handlungen. Sie wird innerhalb eines gegebenen historischen und kulturellen Rahmens durch bedeutungszuschreibende Benennung und performativen Umgang buchstäblich erzeugt. Zugleich zeigt die Forschung, dass die an verschiedene Heterogenitätsdimensionen gehefteten Vorstellungen und Deutungsmuster historisch wandelbar sind und zwischen verschiedenen Gesellschaften auch differieren.

Nun kommt dem Körper bei der Hervorbringung solcher Differenzen eine zentrale Bedeutung zu. Differenzierungsmerkmale des Körpers sind unter anderem Grösse, Haut-, Haar- und Augenfarbe, Geschlecht, Proportionen, Statur, Symmetrie/Asymmetrie, Bewegungsstil, Vorhandensein/Fehlen beziehungsweise Ausprägungsgrad körperlicher Funktionen. Wie im vorangehenden Abschnitt bereits herausgestellt wurde, erfolgen körperbezogene Differenzierungsprozesse auf der Grundlage von Normalitätserwartungen beziehungsweise Durchschnitts- und Idealnomen sowie – quasi als deren Kehrseite – aufgrund von Empfindungen von Hässlichkeit und Abstossung gegenüber bestimmten Körpern. Wie noch herausgestellt werden soll, zeigt die

Geschichte der Bewertung körperlicher Merkmale, dass solche Bewertungsprozesse häufig anhand moralischer Kriterien erfolgen. Dahinter steht die Vorstellung, dass man am Körper moralische Vergehen, abwegige Veranlagungen, niedere soziale Herkunft, verborgene psychologische Eigenschaften der Person ablesen kann. So entsteht eine ausdifferenzierte Kartographie körperbasierter psychischer und sozialer Abnormitäten, Anomalien und Pathologien. Ebenfalls zeigt die Geschichte, dass auf der Grundlage solcher Bewertungen der soziale Status, (Nicht-)Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen, politische Rechte und anderes mehr definiert werden. Solcherart bewertete körperliche Merkmale werden dann zu einem wichtigen Faktor für den Erwerb von Ansehen, für Anerkennung und Teilhabe – oder deren Vorenthaltung. Alle Formen von Rassismus belegen diesen Sachverhalt eindrücklich.

Für die historische und kulturwissenschaftliche Erforschung von Heterogenität steht somit unter anderem die Frage im Zentrum, wie sich soziokulturelle Deutungsmuster des Körpers herausbilden, stabilisieren und verändern, mit welchen wertenden Unterscheidungen sie einhergehen und welche Folgen diese Prozesse nach sich ziehen. Von besonderem Interesse für diese Forschung sind Menschen mit ausserordentlichen Körpern (Garland Thomson, 1996), denn an ihnen lassen sich durch spezifische Menschenbilder unterfütterte soziokulturelle Praktiken der Herstellung von Körpernormen, Normalität und sozialem Ausschluss rekonstruieren. Die Geschichte, die auf diesem Wege freigelegt wird, ist zugleich eine Geschichte des historischen Wissens vom Menschen, nämlich eine Geschichte des Sehens, Experimentierens, Fühlens und Glaubens, die das Andere als das gesellschaftlich und kulturell Ordnungswidrige hervorbringt und ausgrenzt.

Die vorangehenden eher abstrakten und theoretischen Überlegungen sollen nachfolgend an einem historischen Beispiel konkretisiert werden, nämlich der Deutung und Darstellung von Menschen mit ausserordentlichen Körpern als Monster.

Von Menschen und Monstern

Menschen mit ausserordentlichen Körpern – etwa missgebildete Föten, siamesische Zwillinge, dreibeinige oder kleinwüchsige Menschen, Menschen mit schweren sichtbaren Missbildungen oder bizarren Verhaltensweise – galten «seit jeher [...] als eine Herausforderung für die natürliche und moralische Ordnung der Welt» (Hagner, 1995a, 7). Sie wurden mit Faszination und Schrecken, Neugier und einem Gefühl von Abstossung, mit kühler Sachlichkeit mit-leidig betrachtet. Ihre Existenz wurde manchmal hingenommen, häufig wurden sie aber auch versteckt, weggeschlossen, verbannt oder auch vernichtet.

Ihnen wurden (etwa in Gestalt des Hofnarren oder des Dorffrotzels) Sonderrollen zugewiesen und sie wurden zu Objekten verschiedener medizinischer, psychiatrischer, psychologischer, pädagogischer oder sozialtechnischer Interventionen gemacht.

Eine der angesichts von Menschen mit ausserordentlichen Körpern immer wieder gestellten Frage ist die nach deren Menschhaftigkeit. Diese Frage ist mit der übergreifenden Frage verknüpft, was überhaupt der Mensch ist, wodurch er bestimmt ist, was ihn von anderen Arten beziehungsweise Gattungen unterscheidet, welches Spektrum an Varianzen das Menschsein zulässt, ob es Erscheinungsformen gibt, die dem Menschsein nicht mehr entsprechen. Insbesondere an Monstern beziehungsweise Monstrositäten lässt sich die Diskussion solcher Fragen gut belegen. Denn die Frage nach dem Menschen, die Suche nach einer Definition und die Feststellung bedeutsamer Abweichungen ist «ein gängiger Topos der europäischen Kulturgeschichte» (Ahrens, 2008, 142). Menschen mit ausserordentlichen Körpern sind insofern für die Anthropologie, die Lehre vom Menschen, von geradezu zentraler Bedeutung. Anhand von Monstern, deren humaner Status unklar war, wurde versucht, distinkte Merkmale des Menschen und damit zugleich auch Abweichungen davon festzulegen. Sowohl in religiöser als auch in wissenschaftlicher Perspektive waren Monster deshalb von besonderem Interesse, weil diese aus «dem identifizierenden ‹Wir› einer menschlichen Gemeinschaft» herausfielen, «ohne etwas eindeutig anderes zu sein als ein Mensch» (Ahrens, 2008, 145). Hagner weist darauf hin, dass Versuche, den humanen Status von Monstern beziehungsweise Monstrositäten zu klären, nicht vom realen oder symbolischen Raum losgelöst sein können, in dem sie öffentlich repräsentiert werden:

Zweifellos sind körperliche Fehlbildungen in den verschiedenen Kulturen und wohl zu allen Zeiten als verstörendes und furchterregendes Phänomen wahrgenommen worden. Doch das macht sie nicht zu Monstrositäten. Dazu werden sie erst, indem etwas an ihnen gezeigt wird, indem sie mit Bedeutung aufgeladen werden. (Hagner, 2003, 45)

Genau durch diesen Prozess werden Menschen mit ausserordentlichen Körpern zu einem soziokulturellen Phänomen. Und tatsächlich haben sie im Laufe der Geschichte höchst unterschiedliche gesellschaftliche und kulturelle, zugleich kognitiv und affektiv gefärbte Resonanzen hervorgerufen. Solche Resonanzen erfolgen stets im Rahmen historisch wandelbarer symbolischer Ordnungen; durch sie werden die Körper zu metaphysischen, moralischen, ästhetischen, emotionalen, politischen, sozialen oder wissenschaftlichen Bedeutungsträgern.

Solche soziokulturellen Resonanzen haben sich im Laufe der Geschichte mehrfach geändert. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit ist diese

Geschichte durchsetzt von «mythologischen Motiven, von Sorge, Schuld und Scham, von strafenden und warnenden Göttern» (Zürcher, 2004, 283); später setzt eine Ernüchterung ein, eine Entzauberung des Monstrums, eine Verwissenschaftlichung des Blicks. So wurden Monster als Zeichen und Wunder, als physischer Ausdruck moralischer Verwerfungen gedeutet, wurden zu Objekten des gelehrten und profanen Vergnügens, galten als Elemente, die (wissenschaftliche) Ordnungs- und Klassifikationssysteme (ver)störten, aber auch epistemologisch zur Erforschung ex negativo der ontologischen Ordnung der Dinge genutzt wurden (vgl. Hagner, 2003).

Die historisch wohl drastischste Form, die Vielfalt menschlicher Seinsweisen zu hierarchisieren und in ein System von gesellschaftlichem Ein- und Ausschluss zu überführen, war die Rassen- und Behindertenpolitik während des Nationalsozialismus. Menschen mit Behinderungen wurden in dieser Zeit und auf der Grundlage des bereits im 19. Jahrhundert entstandenen eugenischen und rassenanthropologischen Denkens nicht nur zu Fehlformen des Menschen erklärt, sondern ihnen wurde auch ihr humaner Status abgesprochen (vgl. Dederich, 2015). Hierdurch wurde ihre Vernichtung moralisch legitimiert. Die Wurzeln dieses Denkens reichen jedoch weit zurück, der Nationalsozialismus ist also nur eine besonders drastische und brutale Manifestation eines Denkens, das die Natur und die Menschenwelt auf eine wirkungsmächtige Weise hierarchisch-normierend organisiert.

Eine bedeutsame Zäsur in der Wahrnehmung von Menschen mit ausserordentlichen Körpern zeichnet sich seit dem 17. Jahrhundert ab. Damals beginnt eine Umwälzung der Ordnungen des Wissens und seiner kulturellen Symbolisierungsformen und -praktiken, die auch heute noch von Bedeutung sind. Diese Umwälzung lässt sich prägnant als Naturalisierung des Monströsen (Moscoso, 1995, 58) bezeichnen.² Dem Begriff des Monstrums, einer der ältesten Bezeichnungen für ausserordentliche Körper in unserem Kulturraum, werden insbesondere folgende Bedeutungen zugeschrieben: Ungeheuer, grosser, unförmiger Gegenstand, Ungeheuerliches, Riesiges, Missbildung, Missgeburt. Wissenschaftsgeschichtlich sind nach Hagner Monster und Monstrosität zu unterscheiden: Das Wort Monster ist metaphysisch, religiös und moralisch besetzt und wird als widernatürliche Geburt und göttliches Mahnzeichen verstanden. Monstrosität steht dem gegenüber für Missbildung/Missgestalt und ist ein eher neuzeitlich-naturwissenschaftlicher Begriff. Bis zum 17. Jahrhundert gilt ein gebrechliches oder missgestaltetes Neugeborenes als Anzeichen für Gottlosigkeit und Undankbarkeit (Moscoso, 1995, 56).

2 Der Begriff *Monster* geht einerseits auf das lateinische *monstrum* (deutsch Mahnzeichen, vom lateinischen *monere*, deutsch mahnen), andererseits auf *monstrare* (deutsch zeigen, weisen, hinweisen, bezeichnen) zurück.

Die Verknüpfung von körperlicher Missgestalt und moralischer Verfehlung (Moscoso, 1995, 57) wird erst im Zeitalter der Aufklärung im Rahmen einer sich verwissenschaftlichenden Weltsicht gelöst. Das Monster wird nun durch «eine Entflechtung von Ursachenforschung und moralischer Verurteilung» (Moscoso, 1995, 57) entmythologisiert. Das heisst aber nicht, dass der neuzeitliche Blick ohne Wertmassstäbe und Bewertungen auskommt. Vielmehr kommt es zu einer Verschiebung – die Bewertungen werden subtiler, bekommen ein rationales, wissenschaftliches Gewand. Diese Umwälzung kommt begrifflich dadurch zum Ausdruck, dass nun nicht mehr von Monstern, sondern von Monstrositäten gesprochen wird, denn Ziel der Wissenschaften ist es, die Monstrositäten nicht mehr als widernatürlich anzusehen, sondern sie in die Ordnung der Natur einzugliedern und wissenschaftlich zu erklären.

Die Naturalisierung der Monstrosität im 18. Jahrhundert lief [...] zunehmend darauf hinaus, dass die Ursachen für eine monströse Bildung im Körper gesucht wurden, und dass sie den gleichen Naturgesetzen gehorchten wie die normale Entwicklung. (Moscoso, 1995, 72)

Ausserordentliche Körper gelten nun nicht mehr als das Resultat von moralischen oder religiösen Verfehlungen, sondern werden in ein als natürlich gedachtes Ordnungssystem eingefügt. Auf diese Weise werden Monster mit ihrer Aura des (moralisch) Unheimlichen «zum Gegenstand integrativer Praktiken, die auch das Deviante und Wilde in aufgeklärte Normalitäten umschaffen sollten» (Hagner, 1995b, 81).

Die im ausgehenden 18. Jahrhundert einsetzende Verwissenschaftlichung des Diskurses über Monstrositäten erreicht im 19. Jahrhundert mit der Teratologie, der wissenschaftlichen Lehre von den Missbildungen, ihren Höhepunkt. Die Teratologie wird zu einer Disziplin, die dem Programm verpflichtet ist, die bis in die Antike reichende Faszination für das Monströse, das Wunder, Wunderbare und Ungeheuerliche aus der religiösen Spekulation in das Reich der Wissenschaft zu überführen. Religiös bestimmte Vorurteile, metaphysische Spekulation und affektive Weltresonanzen sollen durch affektiv bereinigte, entsubjektivierte und rationale Erkenntnis und eine systematische Wissensordnung ersetzt werden. Nach Foucault (1974) spielen das Fossil und das Monstrum eine massgebliche Rolle bei den Versuchen, die Ordnung der Natur systematisch zu erfassen. Während das Fossil über lange Zeiträume hinweg Ähnlichkeiten sichtbar werden lässt und damit eine approximative Form der Identität (Foucault, 1974, 203) gewährleistet, «lässt das Monstrum den Unterschied erscheinen». Es ist «die Quelle der Spezifizierung, aber es ist nur eine Unterart in der langsamen Widerspenstigkeit der Natur» (Foucault, 1974, 202). Die Teratologie steht insofern für eine Versachlichung des Blicks auf die Natur.

Allerdings zeigt sich an der Teratologie selbst, dass die moderne Naturwissenschaft keineswegs eine Form affektfreier Erkenntnis darstellt. So weist Zürcher darauf hin, dass Tera im Griechischen «Wunder, Zeichen, aber auch Schreckbild und Ungeheuer» (Zürcher, 2004, 12) bedeutet:

Die Teratologie trägt das Wunder, das sie überwinden will, im Namen und bewahrt es. (Zürcher, 2004, 12)

Mit anderen Worten: Im Anspruch der Verwissenschaftlichung selbst ist die alte, affektive Faszination noch am Werk. Diese entzündet sich weiterhin an der alten Frage nach der Menschhaftigkeit der Monstrositäten, die im 19. Jahrhundert mit neuer Dringlichkeit gestellt wird. Im Licht der Evolutionstheorie wird die vormals strikt gedachte Grenze zwischen Mensch und Tier durchlässig und somit die naturgeschichtliche Verwandtschaft zum Thema. In der Folge richtet sich der teratologische Blick auf solche Missbildungen, die eine klare Grenzziehung fragwürdig machen. Die neue Durchlässigkeit dieser vormals absolut gedachten Grenze wird vor allem anhand physischer Merkmale wie Körperbau, Behaarung und Physiognomie demonstriert. Hierdurch werden aber auch erst neue Ordnungssysteme möglich, Ordnungssysteme, die den Menschen gattungsgeschichtlich in das Naturganze einbetten, statt ihn als Krone der Natur darüber zu erheben. Die Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur wird in zwei Richtungen gestellt, die häufig in einen Zusammenhang gebracht werden: Einerseits werden die Unterschiede bedeutsam, denn sie dienen letztlich der anthropologischen Selbstvergewisserung der Menschen; andererseits wird die Klarheit dieser Unterschiede immer wieder durch prozessorientierte Theorien und durch anatomische oder morphologische Ähnlichkeiten durchkreuzt und die Kontinuität in den Blick gerückt. In der Folge können durch naturgeschichtliche Untersuchungen, die der Systematisierung und Quantifizierung von körperlichen Merkmalen dienen, auch als naturwüchsig ausgegebene Hierarchien gebildet werden, etwa eine Hierarchie der Geschlechter oder verschiedener Rassen. Auf diese Weise werden machtvoll gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen naturalisiert und scheinbar objektiv begründet.

Die Prozessualisierung der Natur in den Wissenschaften brachte im 19. Jahrhundert verschiedene Theorien hervor, die kontrovers diskutiert wurden. Einige dieser Theorien wurden am Beispiel von zwei 1849 als Kinder nach New York gebrachten und seit 1853 in Europa als Freaks zur Schau gestellten Menschen diskutiert. Diese wurden als letzte Überlebende des ausgestorbenen kleinwüchsigen Stamms der Azteken (beide waren etwa 130 cm gross) ausgegeben und erlangten unter den Namen Bartola und Maximo eine gewisse Berühmtheit. Drei solcher Theorien sollen nachfolgend kurz skizziert werden.

Die erste Theorie besagt, dass Bartola und Maximo Vorformen des Menschen verkörpern würden. Diese Theorie ist im Zuge der Popularisierung der Darwinschen Evolutionstheorie sowie des biogenetischen Gesetzes von Ernst Haeckel entstanden. Das Gesetz behauptet, der Mensch rekapituliere in seiner vorgeburtlichen Entwicklung in extrem geraffter Form wichtige Stufen der Phylogenese. Demnach gibt es nichtmenschliche oder vormenschliche Entwicklungsstufen innerhalb der vorgeburtlichen Entwicklung eines Menschen. Die Anhänger dieser Theorie interessieren sich folglich für morphologisch aussergewöhnliche Individuen, die von normalen Eltern geboren wurden und nach ihrer Vorstellung die evolutionäre Vergangenheit der Menschheit verkörpern (vgl. Lange, 2003).

Die zweite Theorie kann als Variante der ersten verstanden werden, indem hier behauptet wird, Bartola und Maximo seien evolutionäre Verbindungsglieder zwischen der Spezies Mensch und anderen höheren Säugetieren. Diese Verbindungsglieder werden als *missing links* bezeichnet. Manchen Theorien zufolge sind Schwarzafrikanerinnen und -afrikaner als ein solches Verbindungsstück anzusehen. Im Kern besagt die Missing-link-Theorie, dass die Verbindung zwischen Mensch und Tier zwischen Primaten und Primitiven zu suchen sei, nämlich zwischen Gorillas als höchsten Menschenaffen und Menschen aus Schwarzafrika als Menschen auf dem niedrigsten Entwicklungsstand (vgl. Lange, 2003, 87). Als *missing link* identifizierte Menschen verkörperten «die kränkende Nähe zum Affen, die die Evolutionsbiologie für alle Menschen behauptet, gleichsam exklusiv» (Sarasin, 2001, 206).

Die dritte Theorie schliesslich kommt heutigen Auffassungen am nächsten. Sie besagt, dass Bartola und Maximo Fehlformen des Menschen verkörperten, es sich also nicht um Vorformen handle, sondern um pathologische Varianten. So ist beispielsweise Rudolf Virchow der Ansicht, Bartola und Maximo seien Menschen mit Mikrozephalie. Damit bestreitet er, dass die beiden die reife Form einer Vorläuferrasse darstellten. Sie wären aus seiner Sicht schlicht nicht in der Lage gewesen, im Darwinschen *struggle for survival* zu bestehen (vgl. Rothfels, 1996, 166ff.).

Ungeachtet dieser differenten Positionen und Theorien kann festgestellt werden, dass auch im 19. Jahrhundert die Wissenschaften damit befasst sind, gültige Zeichen der Menschenhaftigkeit (Schmidt, 2001, 88) zu suchen. Diese Suche kann als Ausdruck einer Krise des Menschen verstanden werden. Einerseits verweist die Lehre von den Missbildungen auf die Durchlässigkeit der Grenze zwischen Mensch und Monstrosität, andererseits auf die zwischen Mensch und Tierwelt. Es finden sich immer wieder Hinweise auf erhebliche, beunruhigende Vermischungsphantasien und Ängste vor dem Verlust einer klaren menschlichen Identität oder Zugehörigkeit. Legt die Teratologie durch die Naturalisierung der Monstrositäten anfangs deren Menschlichkeit nahe, so

verkehrt sich die Botschaft nun ins Gegenteil: Die Teratologie enthüllt einerseits die Nähe des Menschen zum Monstrum, andererseits – unter der Voraussetzung der Prozessualisierung der Natur und im Kontext des aufkommenden evolutionsbiologischen Denkens – auch die zum Tier. Das scheinbar fest gefügte Bild des Menschen bekommt durch den Anblick der Monstrositäten bedrohliche Risse, der Mensch – für den sich die zivilisierten Individuen Europas hielten – gerät «in einen Strudel der Veränderlichkeit ohne feste Grenzen» (Schmidt, 2001, 106).

Ausserordentliche Körper und ihre mediale Darstellung

Der wissenschaftliche Diskurs der Teratologie ist ebenso wie andere Diskurse über ausserordentliche Körper an Orte, Personen, Medien, Überzeugungssysteme und Überlieferungslinien gebunden. Die Herausbildung, mediale Darstellung, Diskussion und Modellierung von Wissen erfolgen in Repräsentationsräumen, in Hör- und Sezierräumen, in Bibliotheken und Archiven, in anatomischen Ausstellungen oder universitären Seminarräumen. Die Produktion und Verbreitung von Wissen erfordern aber auch eine materielle Basis, etwa Laboratorien, Untersuchungsgeräte und Darstellungsmedien wie Bücher, anatomische Atlanten oder Präparate. Repräsentation ist an Medien gebunden, die ein Wissen, eine Erkenntnis, eine Doktrin, eine Information, ein Ereignis fixieren, symbolisch darstellen und kommunizierbar machen. Wissen kann nur zirkulieren und sich verändern, wenn es in Medien kommuniziert, zugänglich gemacht und wahrgenommen wird. Wahrnehmung und Deutung des Monströsen sind somit grundsätzlich abhängig von der Art ihrer medialen Repräsentation. Nun ist die mediale Darstellung ihrerseits keineswegs neutral, sondern aktiv an der Figuration des dargestellten Gegenstandes beteiligt. Jede Darstellung ist unweigerlich perspektivisch, arbeitet mit Hervorhebungen und Weglassungen (und ist folglich selektiv und exklusiv) und hat neben der informationsvermittelnden auch eine technische sowie eine symbolische und sinnvermittelnde Seite. Darüber hinaus kann die Art der Darstellung eine bestimmte Lesart oder Deutung nahelegen und die Sachinformation affektiv anreichern. Kurz gesagt: Medien bringen uns nicht nur eine Welt nahe, die es ohne sie für uns so gar nicht gäbe, sondern sie lehren uns auch, die Dinge auf bestimmte Weise zu sehen. Somit sind mediale Darstellungen untrennbar mit einer Politik des Sehens verbunden (vgl. Garland Thomson, 1996). Das zeigen die für den wissenschaftlichen Diskurs über die Monstrositäten wichtigen medizinischen Sammlungen des 19. Jahrhunderts ebenso deutlich wie die durch die europäischen und amerikanischen Lande ziehenden Freak-Shows. Tatsächlich lässt sich auch für den naturwissenschaftlichen Diskurs die zunehmende epistemo-

logische Bedeutung des Sehens nachweisen, durch die der Blick auf ausserordentliche Körper nicht nur versachlicht, sondern gleichzeitig auch ästhetisiert wird. Durch die zunehmende Bedeutung technischer Visualisierungsmedien wie der Fotografie bilden sich spezifische, symbol- und technikgestützte Ikonographien des abnormen und monströsen menschlichen Körpers heraus. Die Kultur des Sehens, der Rückgriff auf technische Visualisierungsmedien sowie die Herausbildung eines epistemischen Feldes mitsamt der darin erfolgenden Produktion von Wissen greifen hierbei ineinander.

Für das 19. Jahrhundert ist nicht nur die Transformation des Monstrositätsdiskurses in eine elaborierte Theorie biologischer Abweichung charakteristisch, sondern auch eine Dynamik der Überbietung, eine sich steigernde Suche nach Extremen oder seltenen Exemplaren. Die charakteristische Verquickung von sachlicher Darstellung und Faszination für das Ausserordentliche, von «mythischem Schrecken und positivem Wissenswunsch» (Schmidt, 2001, 81) spiegelt sich auch in den zahlreichen medizinischen Sammlungen. Viele der dort zusammengetragenen Bilder und Präparate sind Ausdruck einer Ikonographie des biologisch Grotesken (Schmidt, 2001, 80). Während manche Sammlungen eher das Ungeheuerlich-Schreckliche betonen, suchen andere, den Schrecken durch eine Suche nach der humanen Korrespondenz (Schmidt, 2001, 84), also nach dem Menschlichen im Monströsen zu bannen. Am Ende des 19. Jahrhunderts erreicht die Popularisierung der Teratologie einen Höhepunkt. Hierzu tragen anatomische Sammlungen wie diejenige Virchows an der Berliner Charité bei. Sein Ziel ist es, für jede damals bekannte Krankheit ein typisches Präparat auszustellen und die jeweiligen Krankheitsverläufe durch Organstudien zu dokumentieren. Bei dieser und ähnlichen Sammlungen handelt es sich um Orte des Sehens, in denen nicht nur Bilder, sondern auch Gefühle, Bedeutungen und Wissen erzeugt werden.

Etwa zur gleichen Zeit werden Menschen mit Missbildungen für das aufkommende Showbusiness attraktiv. So entstehen die ersten Freak-Shows, die dem staunenden und zahlungswilligen Publikum menschliche Kuriositäten vorführen: Siamesische Zwillinge, Riesen, Zwerge, extrem stark behaarte Menschen und so weiter. Unter der Oberfläche des Spiels mit Faszination und Schrecken haben die Freak-Shows nach Garland Thomson (1996) einen tiefgehenden gesellschaftlichen Effekt. Sie unterbauen und verfestigen vorherrschende Vorstellungen von Normalität und Abweichung (vgl. Garland Thomson, 1996). Differenz im Sinne hierarchischer Unterlegenheit wird aus den Rohstoffen körperlicher Vielfalt des Menschen (Garland Thomson, 1997, 60) erzeugt. Die Inszenierungen produzieren auf der Grundlage des Sehens zum Teil bis heute wirksame symbolische Codierungen von menschlicher Abweichung.

Eines der erfolgreichsten Unternehmen P. T. Barnums ist seine Schau «What is it», die in New York gezeigt wurde. Drei Monate nach der Veröffent-

lichung von Charles Darwins «Die Entstehung der Arten» im Jahr 1859 stellt Barnum einen schwarzen Mann als mögliches Verbindungsglied zwischen Mensch und Tier aus, ein aus seiner Sicht naturgeschichtliches Faszinosum und wissenschaftlich bedeutsames *missing link* – und eine brisante These kurz vor Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs, der sich an der Sklaverei entzündete. Die politischen und sozialen Implikationen der These sind weitreichend:

Wenn der Mensch möglicherweise von den Tieren abstammte – was waren die Implikationen, wenn der Beweis dieser Abstammung das Gesicht eines Vollblutafrikaners hatte? (Cook, 1996, 140)

Man konnte diesen Beweis als Bestätigung der inhärenten Unvernunft dunkelhäutiger Menschen begreifen, und damit als eine von der Natur selbst gelieferte Legitimation für ihre Versklavung oder ihre politische und wirtschaftliche Unterwerfung durch die Kolonialmächte.

Historische Blickverschiebungen

In Hinblick auf die Darstellung ausserordentlicher Körper stellt der Erste Weltkrieg nach Auffassung verschiedener Forscherinnen und Forscher eine wichtige Zäsur dar. Zürcher (2004) zufolge verliert die öffentliche Zurschaustellung von Menschen mit ausserordentlichen Körpern in Europa ihre Attraktivität, als in Folge des Ersten Weltkrieges schwerstverwundete, etwa beinamputierte Soldaten zu einer alltäglichen Erfahrung werden. Deren Anblick kann nicht mehr aus sicherer Distanz und mit untergründiger Faszination genossen werden, erinnern sie doch an die ungeheure Zerstörungsmacht des Krieges, der Europa und andere Teile der Welt mit zuvor nie gekannter Gewalt überzogen und zu einem Verlust der Normalität geführt hat. Während die Kriegsversehrten in der Öffentlichkeit eher mitleidige Blicke auf sich ziehen, werden sie für Staat und Gesellschaft zu einem erheblichen medizinischen und sozialpolitischen Problem, das nach praktischen Lösungen verlangt. Daher sind diese Jahre die Geburtsstunde der Rehabilitation, des Versuchs, gestörte körperliche Funktionen so weit wie möglich wiederherzustellen oder zerstörte Funktionen etwa durch Prothetisierung zu ersetzen. Sie ist dem Ziel verpflichtet, die Kriegsversehrten so weit wie möglich wieder arbeitsfähig zu machen. Sozialpolitische und ökonomische Interessen drängen den Wissenswunsch und die Faszination in den Hintergrund. Nun geht es primär um «Ersatz, Wiederherstellung [...], Auswechslung, Kompensation» (Stiker, 1999, 124).

Diese Entwicklung hat zu einer Veränderung des Blicks auf Menschen mit Behinderungen insgesamt geführt. Gleichwohl haben in der Bundesre-

publik Deutschland und weiten Teilen Europas systematische Bestrebungen, die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderungen zu normalisieren – indem diese den durchschnittlichen Lebensbedingungen nichtbehinderter Menschen möglichst weitgehend angeglichen werden – die traditionelle institutionelle Separierung aufzuheben, Selbstbestimmung und Teilhabe zu ermöglichen und Behinderungen als einen Teil der menschlichen Diversität anzuerkennen, erst deutlich später, nämlich in den 1960er-Jahren eingesetzt. Trotz verschiedener nationaler und internationaler Diskriminierungsverbote und positiver Entwicklungen ist dieser Prozess noch lange nicht abgeschlossen. Einerseits gibt es in Hinblick auf Entdiskriminierung, Selbstbestimmung und Inklusionsbestrebungen deutliche Fortschritte, andererseits ist der Gedanke, dass Behinderung nicht nur vermeidbar ist, sondern faktisch auch vermieden werden sollte, sehr weit verbreitet. Die laut internationalen Studien bei über 90% liegende Abtreibungsquote nach dem positiven Befund eines Down-Syndroms ist hierfür nur eines von zahlreichen Indizien (vgl. Lux, 2005).

Obwohl also Inklusion heute in aller Munde ist und es aufgrund der UN-Behindertenrechtskonvention in vielen Ländern die Verpflichtung gibt, auf die genannten Ziele hinzuarbeiten, scheint es noch ein weiter Weg dahin zu sein, dass bestimmte Formen menschlicher Diversität tatsächlich als selbstverständlich und als Bereicherung für die Gesellschaft angenommen werden.

Schlussbemerkung

Im Kern ging es in den vorangehenden Überlegungen darum, zu zeigen, dass das, was überhaupt als gesellschaftlich und wissenschaftlich relevante Dimensionen von Heterogenität oder Differenz wahrgenommen wird, historisch variabel ist und in Abhängigkeit von gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren betrachtet werden muss. Mit anderen Worten: Heterogenität und Differenz gibt es nicht per se, sozusagen als intrinsische Eigenschaften der Sachen selbst. Sie sind vielmehr stets kontextuell zu sehen, das heisst bezogen auf gesellschaftliche und kulturelle Ordnungsmuster, Systeme der Organisation von Erfahrung, soziale Richtigkeitsvorstellungen, Normen, Werte, Normalitätsfelder und so weiter.

In einem weiteren Gedankenschritt wurde herausgearbeitet, dass bei der Hervorbringung gesellschaftlich relevanter Differenzen körperlichen Merkmalen eine entscheidende Bedeutung zukommt. Anhand des exemplarisch betrachteten Diskurses über Monster und Monstrositäten wurde skizziert, in welchem Mass der Blick auf den Körper, seine Bewertung und seine sozialen Differenzierungen durch Religion, Moral, soziale Normen, Ästhetik, Wissenschaft, Technik und anderes mehr beeinflusst wird.

Es ist unübersehbar, dass der Diskurs über Heterogenität und Differenz, wie er gegenwärtig in der Erziehungswissenschaft, der Sonderpädagogik und der inklusiven Pädagogik geführt wird, letztlich ein ethischer Diskurs ist. Die kritische Untersuchung von Prozessen der Herstellung von hierarchischer Differenz steht in diesen Disziplinen im Horizont einer ethischen Orientierung, der es letztlich darum geht, Differenzen gerade nicht zu nivellieren oder in eine (auch für die Betroffenen selbst existenziell und politisch folgenschwere) Rangordnung zu bringen, sondern als gleichwertig anzuerkennen. Das sollte aber nicht den Blick dafür verstellen, dass auch heute noch wirklichkeitsmächtige Kräfte der Produktion sozialer Ungleichheitslagen am Werk sind, die mitunter die Idee der Gleichwertigkeit des Differenten als Utopie erscheinen lassen.

Literatur

- Ahrens, Jörn (2008). *Frühembryonale Menschen? Kulturanthropologische und ethische Effekte der Biowissenschaften*. München: Fink.
- Böhme, Hartmut, Peter Matussek und Lothar Müller (2002). *Orientierung Kulturwissenschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Cook, James W. (1996). Of Men, Missing Links, and Nondescripts: The Strange Career of P. T. Barnum's «What is it» Exhibition, in: Garland Thomson, Rosemarie (Hrsg.). *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*. London, New York: New York University Press, 139–157.
- Davis, Lennard J. (1995). *Enforcing Normalcy: Disability, Deafness, and the Body*. London, New York: Verso.
- Dederich, Markus (2009). Behinderung als sozial- und kulturwissenschaftliche Kategorie, in: Dederich, Markus und Wolfgang Jantzen (Hrsg.). *Behinderung und Anerkennung. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik*, Bd. 2. Stuttgart: Kohlhammer, 15–40.
- Dederich, Markus (2010). Konstruieren oder antworten? Versuch einer phänomenologischen Kritik am Radikalen Konstruktivismus, in: Balgo, Rolf (Hrsg.). *Systemtheorie – eine hilfreiche Perspektive für Behinderung, Gesundheit und Soziales?* Hannover: Blumhardt, 123–133.
- Dederich, Markus (2012). *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*. Bielefeld: Transcript.
- Dederich, Markus (2013), Erwin Breitenbach und Stephan Ellinger. *Philosophie in der Heil- und Sonderpädagogik*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dederich, Markus (2015). Über die Gewalt der Bilder und der Worte – Geistige Behinderung im Spiegel der Heilpädagogik, Psychiatrie und Philosophie, in: Bilstein, Johannes, Jutta Ecarius und Ursula Stenger (Hrsg.). *Bildung und Gewalt*. Wiesbaden (im Druck).

- Foucault, Michel ([1966] 1974). *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel ([1975] 1977). Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel ([1976] 1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Garland Thomson, Rosemarie (1996). Introduction: From Wonder to Error. A Genealogy of Freak Discourse in Modernity, in: Garland Thomson, Rosemarie (Hrsg.). *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*. London, New York: New York University Press, 1–22.
- Garland Thomson, Rosemarie (1997). *Extraordinary Bodies. Figuring Physical Disability in American Culture and Literature*. New York: Columbia University Press.
- Gugutzer, Robert (2004). *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: Transcript.
- Gugutzer, Robert und Werner Schneider (2007). Der «behinderte» Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung, in: Waldschmidt, Anne und Werner Schneider (Hrsg.). *Disability Studies, Kultursociologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. Bielefeld: Transcript, 31–54.
- Hagner, Michael (1995a). Monstrositäten haben eine Geschichte, in: Hagner, Michael (Hrsg.). *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*. Göttingen: Wallstein, 7–20.
- Hagner, Michael (1995b). Vom Naturalienkabinett zur Embryologie. Wandlungen des Monströsen und die Ordnungen des Lebens, in: Michael Hagner (Hrsg.). *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*. Göttingen: Wallstein, 73–107.
- Hagner, Michael (2003). Monstrositäten in gelehrten Räumen, in: Lutz, Petra et al. (Hrsg.). *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Köln, Wien, Weimar: Böhlau, 42–61.
- Junge, Torsten und Imke Schmincke (Hrsg.) (2007). *Marginalisierte Körper. Beiträge zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*. Münster: Unrast.
- König, Eugen (1989). *Körper – Wissen – Macht. Studien zur historischen Anthropologie des Körpers*. Berlin: Reimer.
- Lange, Britta (2003). «Aechtes und Unaechtes». Zur Ökonomie des Abnormalen als Täuschung, in: Lutz, Petra et al. (Hrsg.). *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Köln, Wien, Weimar, Böhlau, 214–235.
- Lux, Vanessa (2005). Die Pränataldiagnostik in der Schwangerenvorsorge und der Schwangerschaftsabbruch nach Pränataldiagnostik. *IMEW Expertise 3*. Berlin: Eigenverlag.

- Mitchell, David T. und Sharon L. Snyder (2000). *Narrative Prosthesis. Disability and the Dependencies of Discourse*. Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Mitchell, David T. und Sharon L. Snyder (2001). Representation and Its Discontents. The Uneasy Home of Disability in Literature and Film, in: Albrecht, Gary L., Katherine D. Seelman und Michael Bury (Hrsg.). *Handbook of Disability Studies*. Thousand Oaks: Sage, 195–218.
- Moscato, Javier (1995). Vollkommene Monstren und unheilvolle Gestalten, in: Hagner, Michael (Hrsg.). *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*. Göttingen: Wallstein, 56–72.
- Reckwitz, Andreas (2000). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Rothfels, Nigel (1996). Aztecs, Aborigines, and Ape-People. Science and Freaks in Germany, in: Garland Thomson, Rosemarie (Hrsg.). *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*. London, New York: New York University Press, 158–172.
- Rumpf, Horst (1981). *Die übergangene Sinnlichkeit. Drei Kapitel über die Schule*. Weinheim, München: Juventa.
- Ryan, Michael (2011). Prolegomena zu den Kulturwissenschaften, in: Winter, Rainer (Hrsg.). *Die Zukunft der Cultural Studies. Theorie, Kultur und Gesellschaft im 21. Jahrhundert*. Bielefeld: Transcript, 15–27.
- Sarasin, Philipp (2001). *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Gunnar (2001). *Anamorphotische Körper. Medizinische Bilder vom Menschen im 19. Jahrhundert*. Köln: Böhlau.
- Schmincke, Imke (2007). Aussergewöhnliche Körper. Körpertheorie als Gesellschaftstheorie, in: Junge, Torsten und Imke Schmincke (Hrsg.). *Marginalisierte Körper. Beiträge zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*. Münster: Unrast, 11–26.
- Schroer, Markus (Hrsg.) (2005). *Soziologie des Körpers*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stiker, Henri-Jacques (1999). *A History of Disability*. Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Zürcher, Urs (2004). *Monster oder Laune der Natur. Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780–1914*. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Beclean, Rumänien, Psychiatrische
Klinik, Mai 2002

Christian (17) lebte vorher im Kinderheim
für Kinder mit einer Behinderung, gleich
neben der psychiatrischen Klinik. Er
klettert gerne an den Heizungsrohren
zur Decke – und ist stolz auf seine akro-
batische Leistung.

Wie wir Behinderung wahrnehmen – Dar- und Vorstellungen in den Massenmedien und in unseren Köpfen

Cornelia Renggli

Einleitung

Die Art und Weise unserer Wahrnehmung bestimmt, was wir jeweils als Behinderung betrachten. Deshalb bilden Erklärungen, wie wir die Welt und damit Behinderung wahrnehmen, den Ausgangspunkt für diesen Beitrag. Dabei spielt die Verbindung von Darstellungen und Vorstellungen eine besondere Rolle. Wie sich diese Bilder zu Behinderung in den Massenmedien und in unseren Köpfen zueinander verhalten, wird anhand von aktuellen Beispielen aus der Schweiz erläutert. Damit lässt sich darlegen, inwiefern Bilder von Behinderung nicht mit Darstellungen von Menschen mit Behinderung gleichzusetzen sind, wie jedes Zeigen von Behinderung zugleich ein- und ausschliessend wirken kann und worin sich eine quantitative und eine qualitative Verbesserung der Sichtbarkeit von Behinderung unterscheiden. In diesem Zusammenhang wird das Disability Mainstreaming diskutiert. Dieses beabsichtigt, Behinderung in alle Lebensbereiche, so auch in die Medienarbeit zu integrieren.

Wie wir wahrnehmen

Wir leben fortwährend in der Annahme, die Welt sei so, wie wir sie wahrnehmen. Diese für Sicherheit und Stabilität im Alltag sorgende Annahme ist gleichzeitig richtig und falsch: Für jeden von uns gibt es keine andere Welt als diejenige, die wir wahrnehmen. Für mich ist die Welt also tatsächlich so, wie ich sie gerade erlebe. Ob aber diese Welt auch für andere so ist wie für mich und ob es diese Welt überhaupt gibt, das werden wir nie erfahren, denn dazu müssten wir fähig sein, die eigene Wahrnehmung zu verlassen und die Welt anders zu erfahren.

Die Wissenschaften versuchen, diesen Perspektivenwechsel auf unterschiedliche Weise zu erreichen. Sie forschen mit einer breiten Palette an Methoden – sie untersuchen beispielsweise mit bildgebenden Verfahren die Hirntätigkeit, sie machen Tests oder führen Gespräche – und entwickeln aus allen Beobachtungen Theorien. Diese lassen sich überprüfen, bestätigen, korri-

gieren oder verwerfen. Theorien sind damit momentane Weltdeutungen. Auch wenn sie von einem Individuum ausgehen, handelt es sich dabei nicht um individualistische Interpretationen, da wir Menschen als soziale Wesen das Deuten der Welt von der Gesellschaft gelernt haben.

So legte der polnische Arzt und Wissenschaftsforscher Ludwik Fleck in seinen Ausführungen zur «Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache» (Fleck, 1980) dar, dass wissenschaftliche Erkenntnis in Denkkollektiven produziert werde. Diese mindestens aus zwei Menschen bestehenden Gruppen entwickeln im Lauf des Gedankenaustauschs eine «Bereitschaft zum gerichteten Wahrnehmen» und eine «Bereitschaft zum entsprechend bestimmten Vorgehen», wodurch «ein spezifischer Denkstil» entstehe (Fleck, 1983, 109).

Flecks für den Bereich der Wissenschaften entwickelter Ansatz, wonach Erkennen, Wahrnehmen und Handeln sozial bedingt seien, lässt sich in vielerlei Hinsicht verallgemeinern: Auch ausserhalb der Wissenschaften gibt es Kollektive, wie zum Beispiel Familien oder Peergroups, die unsere Herstellungsweise der Welt prägen. Den Begriff des Denkstils gilt es dabei umfassend zu verstehen. Er bezieht sich – wie von Fleck angelegt – nicht nur auf eine kognitive Tätigkeit, sondern auch auf das Wahrnehmen, Fühlen und Handeln.

An dieser Stelle zeigt sich die Schwierigkeit, unsere Auseinandersetzung mit der Welt in Worte und Gedanken zu fassen. So fällt auf, dass Theorien zum Wahrnehmen beziehungsweise zum Denken zwar jeweils den anderen Aspekt enthalten, diesen jedoch unterordnen. Je nachdem wird der Informationsgewinn mit den Sinnen oder die Informationsverarbeitung im Gehirn als wichtiger erachtet. Für diesen Text interessiert nicht, was prioritär ist, sondern es steht im Vordergrund, dass Wahrnehmen und Denken notwendig sind. Bei dem Prozess, der hier in Ermangelung eines passenderen Oberbegriffs als Wahrnehmung bezeichnet wird, erfolgt keine Unterscheidung in objektive Aussen- und subjektive Innenwelt oder in Sinneswahrnehmung und Denken. Stattdessen geht es darum, wie wir jeweils mit allen unseren Fähigkeiten etwas als unsere Welt wahrnehmen.

Diese Verknüpfung von bisher analytisch Getrenntem lässt sich am Beispiel der visuellen Wahrnehmung zeigen: Es gibt Versuche, Bilder an sich zu untersuchen. Dabei wird vernachlässigt, dass es sich immer um wahrgenommene Bilder handelt. Anstatt über die Bilder vermögen diese Studien eher Aussagen über den Umgang damit zu machen. Berücksichtigt man in solchen Untersuchungen das Sehen und das Denken, so lassen sich Bilder als ein Zusammenspiel von Dar- und Vorstellungen verstehen.

Wie wir Behinderung wahrnehmen

Was haben die bisherigen Erörterungen mit Behinderung zu tun? Unsere Wahrnehmung bestimmt, was wir jeweils als Behinderung betrachten. Wenn wir beim Beispiel der visuellen Wahrnehmung bleiben, so können wir nicht etwas unmittelbar als Behinderung sehen. Vielmehr sehen wir etwas und unser Gehirn stellt aufgrund seiner bisherigen Erfahrungen fest, dass es sich dabei um Behinderung handelt. Lange bestand die Annahme, dass wir zuerst Seimpulse aufnehmen und diese dann zu einem Bild weiterverarbeiten würden. Die neuere Hirnforschung hat jedoch die These aufgestellt, dass zunächst erfahrungsgeleitet ein Bild entworfen und dieses anschliessend mit den Sinnesreizen abgeglichen wird.

Anstatt der Frage, ob zuerst die Augen oder das Gehirn tätig sind/ist, interessiert hier wiederum die Kooperation im Prozess des Sehens. Aufgrund der Kopplung der zwei Tätigkeiten lassen beide Annahmen den Schluss zu, dass wir lernen, Behinderung wahrzunehmen. Da dieses Lernen – je nachdem, an welchem Ort und zu welcher Zeit es passiert – unterschiedlich ausfallen kann, entstehen spezifische Sehweisen (vgl. die Denkstile nach Ludwik Fleck). Die Ausstellung «der [im-]perfekte mensch. vom recht auf unvollkommenheit», die in Dresden und Berlin zu sehen war, präsentierte den staunenden, den medizinischen, den vernichtenden, den mitleidigen, den bewundernden, den instrumentalisierenden, den ausschliessenden, den fremden Blick und den Eigenblick auf Behinderung (Stiftung Deutsches Hygiene-Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V., 2001, 167). Die Ausstellung beschäftigte sich somit nicht damit, als was, sondern wie Behinderung betrachtet wird. Die gezeigten Blicke unterschieden sich in den mit ihnen verbundenen Gefühlen und Handlungen.

Solche Verknüpfungen der Wahrnehmung finden beim Lernen statt. So haben die meisten von uns gelernt, Behinderung in Zusammenhang mit einer Person oder, spezifischer, mit dem Körper einer Person wahrzunehmen. Es ist aber auch möglich, Behinderung mit Barrieren, also mit der Umwelt, mit Situationen oder Erfahrungen in Verbindung zu bringen. Eine umfassende Betrachtung definiert nicht im Voraus, um was es sich bei Behinderung handelt, sondern stellt fest, wie mit ihr verschiedene Bedeutungen kommuniziert und jeweils bestimmte Interessen verfolgt werden. Es handelt sich somit um die Beobachtung, wie sich Behinderung in unterschiedliche Zusammenhänge bringen und so sichtbar machen lässt.

Un-/Sichtbarkeit von Behinderung

Wenn Behinderung sichtbar wird, bedeutet dies zunächst, dass sie medialisiert worden ist. Das heisst, irgendetwas wurde durch Sprache, Bilder oder andere Kommunikationsmittel als Behinderung hervorgebracht. Daran anschliessend stellen sich die Fragen, wer diese Medialisierung wann, wo, wie und warum vorgenommen hat, ob die Sichtbarkeit positiv oder negativ bewertet wird, welche Folgen sie hat und so weiter. Sichtbarkeit kann mit Vor- und Nachteilen verbunden sein sowie zu Ein- und Ausschluss in einem allgemeinen Sinn führen. Einschluss findet insofern statt, als dass etwas benannt oder gezeigt wird. Behinderung wird also nicht mehr verschwiegen oder versteckt. Gleichzeitig mit dem Benennen und Zeigen erfolgt jedoch auch ein Ausschluss: Etwas wird von der Nichtbehinderung unterschieden und tritt erst jetzt als Behinderung hervor. Der Gebrauch der Medien Sprache und Bild führt somit zur Paradoxie, dass mit dem Bezeichnen gleichzeitig etwas ein- und ausgeschlossen werden kann. Ist Sichtbarkeit erstmals hergestellt, lässt sie – genauso wie die fehlende Sichtbarkeit – verschiedene Interpretationen zu. Diese Möglichkeit unterschiedlicher Deutungen gilt es bei Aussagen zur Sichtbarkeit von Behinderung zu berücksichtigen: So bedeutet etwa die grössere Sichtbarkeit von Menschen mit Behinderung in der Gesellschaft nicht automatisch, dass diese besser sozial integriert werden und weniger Behinderungen im Alltag erfahren. Aber die stärkere Präsenz kann gerade dazu beitragen, auf Hindernisse aufmerksam zu machen und Separation zu hinterfragen.

Behinderung in den Massenmedien

Die Massenmedien sind ein heterogenes und grosses Gebilde. Sie umfassen verschiedene Erscheinungsweisen von Printmedien, Filmen, Radio, Fernsehen und Internet. Letzteres hat sich in den vergangenen Jahren zum Leitmedium entwickelt. Durch die Digitalisierung bisheriger Massenmedien sind Mischformen entstanden, wobei das Internet teilweise bisherige Massenmedien ergänzt oder übernommen hat. Hat die Vielfalt an Publikationsforen zugenommen, so ist dadurch die Konkurrenz gewachsen. Mehr denn je ist es wichtig, Neuigkeiten schnell zu veröffentlichen und Sensationen zu präsentieren. Erst wenn ein Thema genügend Interesse gefunden hat, erfolgt eine ausführlichere Berichterstattung. Diese hat die Chance, durch eine differenzierte Darstellung zur Meinungsbildung beizutragen, anstatt eine Meinung vorzugeben. Die Massenmedien bieten auch Möglichkeiten der Partizipation, wobei sich diese – wie viele weitere Aspekte – je nach Art und Ausrichtung des jeweiligen Massenmediums unterscheiden.

Behinderung erscheint an manchen Orten seltener als an anderen, einige Aspekte werden unter- beziehungsweise überrepräsentiert: Ihr sind verhältnismässig wenige Beiträge der tagesaktuellen Presse gewidmet, in der Fachpresse hingegen finden sich vermehrt spezifische Artikel. Immer mehr Filme zeigen Behinderung – in stereotyper bis selbstbestimmter Weise. Die Produktionsbedingungen des Radios lassen differenziertere Beiträge zu. Fernsehsendungen scheinen sich hierzulande mit dem Thema zuweilen schwer zu tun und machen vor allem die Verlegenheit im Umgang mit Behinderung sichtbar. Das Internet bietet die ganze Bandbreite von Möglichkeiten.

Alle Massenmedien benutzen die Kommunikationsmittel Sprache, Bilder, Klänge oder/und Objekte, um Sichtbarkeiten herzustellen. Eine Zeitung ist beispielsweise nicht nur eine Verschriftlichung von Sprache, sondern auch ein Objekt aus Papier, in dem auf unterschiedliche Weise Dinge visualisiert werden und mit dem man Verschiedenes machen kann. Ein Film wiederum besteht nicht nur aus bewegten Bildern, sondern auch aus Sprache und Klängen, und wir benötigen unterschiedliche Gegenstände, um den Film wahrzunehmen. Mediennutzung ist somit ein voraussetzungsreicher Prozess, für den Kenntnisse der verwendeten Sprache(n) sowie Fähigkeiten im Umgang mit Bildern, Tönen und Objekten notwendig sind.

Un-/Sichtbarkeiten in den Massenmedien

Mit den verschiedenen Kommunikationsmitteln wird Unterschiedliches als Behinderung sichtbar gemacht. Verwendet man beispielsweise den Suchbegriff Behinderung in Datenbanken von Pressebeiträgen, so verweisen die Resultate auf Behinderung im Bahn- und Strassenverkehr, Behinderung im Sport sowie auf Menschen mit Behinderung. Sucht man hingegen mit demselben Begriff nach Bildern, so dominieren Darstellungen von Rollstühlen sowie von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Auch wenn wir zu wissen meinen, was Behinderung ist, so tritt sie in den Massemedien in unterschiedlicher Gestalt auf. Zudem kann etwas in unterschiedlicher Weise als Behinderung sichtbar gemacht werden. Zum Teil sind die Sichtbarkeiten geprägt von Faszination und Bewunderung, zumal die Massenmedien eine Vorliebe für das Ausserordentliche haben. Allerdings benutzen auch Werbung, Mode, Kunst, Sport und Wissenschaft diese Art der Darstellung. Als weitere Repräsentationsmodi von Behinderung (vgl. Garland Thomson, 2001) verwenden die Massenmedien auch solche, die mit Verniedlichung (wenn Erwachsene wie Kinder behandelt werden), Distanzierung bis hin zur Ablehnung (wenn Behinderung als etwas Exotisches dargestellt wird) oder mit Anerkennung (wenn der Mensch im Vordergrund steht) einhergehen.

Aufgrund der Vielfalt von Sichtbarkeiten gilt es, das Votum, dass Behinderung in den Massenmedien sichtbar werden solle, zu differenzieren. Die Forderung gilt für jene Bereiche, in denen Behinderung unterrepräsentiert ist. Das Ressort Sport beispielsweise hat innert kurzer Zeit vorgeführt, wie sich die Sichtbarkeit von Behinderung in den Massenmedien erhöhen lässt. Mancherorts ist es geglückt, dass nun selbstverständlich über Behinderung im Sport berichtet wird. Es sind jedoch auch spezifische Sichtbarkeiten entstanden, so liegt hier etwa der Bezug zur Medizin nahe, was sich in einem entsprechenden Vokabular zeigt. Zudem unterstützt der Sport die klischeehafte Darstellung von Menschen mit Behinderung als bewundernswerte Heldinnen und Helden oder mitleidenswürdige Opfer. Ausserdem gibt es Studien, die nachweisen, dass Menschen mit Behinderung in 68% aller Sendungen von Boulevardmagazinen in Deutschland präsent sind, allerdings in diesen Berichten einen Sonderstatus erhalten (Bosse, 2006, 131). Behinderung ist somit in den Massenmedien nicht generell unterrepräsentiert, sondern die Darstellungen sind ungleich verteilt. Daher geht es nun nicht nur um Quantität, also darum, Behinderung sichtbar zu machen, sondern vor allem um Qualität, das heisst zu bestimmen, wer was wann, wie und wo als Behinderung sichtbar machen beziehungsweise unsichtbar lassen soll. Dabei handelt es sich um politische Fragen, mit denen Definitionsmacht verhandelt wird. Zur Beantwortung kann eine Analyse der bisherigen Darstellungen dienen: Solange in unserer Gesellschaft Behinderung nur als Angelegenheit einer bestimmten Gruppe betrachtet wird – obwohl wir alle Behinderungserfahrungen machen, aber dies offensichtlich lieber verdrängen –, solange sollen diese Menschen als Expertinnen und Experten über ihre Repräsentation bestimmen. Ändert sich die Zuschreibungspraxis von Behinderung, so werden damit die Un-/Sichtbarkeiten neu verhandelt.

Un-/Sichtbarkeit und Inklusion

Die Entscheidung, was wie zu sehen gegeben werden soll, ist angesichts des heutigen Stellenwerts des Visuellen schwierig. Damit tun sich zuweilen nicht nur die Massenmedien, sondern auch die Wissenschaften schwer, wenn sie beispielsweise Behinderung immer wieder in dieselben Kontexte stellen, ohne zu bedenken, welche Verbindungen sie dadurch schaffen, und was sie selbst mit dem wiederholten Zeigen stereotyper Bilder herstellen. Wenn die Massenmedien Behinderung ausschliesslich in Zusammenhang mit Heimen oder Werkstätten zeigten, würde dies der heutigen Vielfalt von Wohn- und Arbeitsformen nicht gerecht und alle weiteren Lebensbereiche würden vernachlässigt.

Die Veränderung von Sichtbarkeiten ist ein stetiger Lernprozess und schliesst das «Recht auf Opazität» (Egermann, 2012, 14) ein. Diese Undurch-

sichtigkeit, die sich zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit befindet, kann in den Massenmedien unterschiedlich in Erscheinung treten: Ein Grossverteiler kann etwa in seiner wöchentlichen Publikation Menschen mit und ohne Behinderung als Kundinnen und Kunden porträtieren und sie zu ihrer Meinung zu einem Produkt befragen, sodass Behinderung durchaus sichtbar sein kann, aber nicht zum Thema gemacht wird. Eine von verschiedenen Organisationen lancierte Kampagne zur psychischen Gesundheit und Krankheit präsentiert Plakate, auf denen jeweils zwei Menschen dargestellt sind, ohne dass zu sehen gegeben wurde, ob eine, beide oder keine der Personen als psychisch gesund oder krank zu betrachten sind. Diese Undurchsichtigkeit mag angesichts von Sehgewohnheiten, die zum Identifizieren und Kategorisieren neigen, irritieren. Gerade bei einem gesellschaftlich tabuisierten Thema wie der psychischen Krankheit und Behinderung ermöglicht sie jedoch eine Sensibilisierung ohne Stigmatisierung. Ähnliches lässt sich zu den Bildern einer Gleichstellungsstelle schreiben, die Menschen mit und ohne Behinderung zeigen, ohne dass immer deutlich wird, wer welcher Gruppe zuzuordnen ist. Diese Beispiele tendieren alle zu einer inklusiven Darstellungsweise. Das Sichtbarmachen von Inklusion ist – im Gegensatz zu Exklusion, Separation und Integration – eine fragile Angelegenheit: Sie kann dargestellt werden als ein die Vielfalt umfassendes Ganzes. Sobald jedoch Unterschiede an Bedeutung gewinnen, wird die Inklusion unsichtbar.

Sprachgebrauch in den Massenmedien

Ein Beitrag muss für das jeweilige Massenmedium genügend attraktiv, das heisst neu, informativ, nützlich oder/und unterhaltsam sein. Journalistinnen und Journalisten verpflichten sich zwar freiwillig dazu, die Menschenwürde zu respektieren und auf diskriminierende Anspielungen zu verzichten (Presserat, 2008, 8). In den Richtlinien des Schweizer Presserats zum Diskriminierungsverbot wird Behinderung allerdings nicht erwähnt (Presserat, 2015, 8.2). So finden sich in Medienbeiträgen nach wie vor problematische Darstellungsweisen, zu denen unter anderem das Duzen von Menschen mit Behinderung gehört. Es gibt auch Begriffe, die als stigmatisierend und diskriminierend wahrgenommen werden. Dazu gehören etwa das Wort Behinderte, da es Menschen auf Behinderung reduziert. Diesem Begriff wird der Ausdruck Menschen mit Behinderung vorgezogen, der Behinderung als einen Aspekt im Leben dieser Menschen darstellt und die in der Gesellschaft vorgenommene Unterscheidung von Menschen mit und ohne Behinderung deutlich macht. Hier gilt es genau zu sein, denn ähnliche Wendungen haben wiederum eine andere Bedeutung: So birgt behinderte Menschen das Problem, dass es mit der Vorstellung von

behindert sein statt behindert werden verbunden wird. Menschen mit einer Behinderung stammt aus einem sonderpädagogischen Kontext und bei Menschen mit Behinderungen stellt sich die Frage, was der Plural bezeichnen soll.

In Beiträgen der Massenmedien ist oft ein Mix dieser Begrifflichkeiten anzutreffen. Argumentiert wird jeweils damit, dass dies abwechslungsreicher sei, der Text dadurch lebendiger wirke und manche Begriffe als nicht schön oder sperrig empfunden würden. Die Sprachästhetik erhält damit zuweilen einen höheren Stellenwert als zutreffende und nichtdiskriminierende Bezeichnungen. Seit geraumer Zeit unangebracht ist etwa der Gebrauch von geistiger Behinderung statt beispielsweise Lernschwierigkeiten sowie von taubstumm an Stelle von gehörlos, zumal taubstumm die falsche Vorstellung entstehen lässt, dass Gehörlosigkeit mit Stummheit einhergehe. Falsche Bilder werden zudem geschaffen durch Begriffe wie rollstuhlgängig, durch Wendungen wie an den Rollstuhl gefesselt oder dann, wenn der Behinderung Gesundheit oder Normalität entgegengesetzt und sie auf diese Weise mit Krankheit und Anormalität gleichgesetzt wird. Dabei spielen nicht nur die Worte alleine eine Rolle, sondern ebenso die mit ihnen verknüpften Vorstellungen.

Exkurs: Der Begriff Handicap

In den Massenmedien des deutschsprachigen Raums hat sich der Gebrauch des Begriffs Handicap anstelle von Behinderung eingeschlichen. Das Wort findet auch in anderen Bereichen Verwendung – so im Sport, im öffentlichen Verkehr oder in der Wirtschaft. Zudem gibt es Institutionen, Organisationen und Menschen, die den Begriff ganz oder teilweise im Namen tragen und es findet eine Wahl zu einer Miss sowie einem Mister Handicap statt. Es sind jedoch meist die Massenmedien, die den Kontakt zu diesen Bereichen vermitteln, darüber hinaus das Handicap in weiteren Zusammenhängen gebrauchen und so die Grundlage schaffen, dass das Wort Eingang in die Alltagssprache findet.

Neben dem Handicap werden in Medienbeiträgen auch die Wörter *gehandicapt* und *Handicapier*te benutzt. Zwar mag in der Schweiz die Annahme auftreten, dass diese Begriffsverwendung in Anlehnung an jene im französischsprachigen Landesteil erfolge. Spätestens bei der Aussprache wird jedoch deutlich, dass es sich um eine Übernahme aus der englischen Sprache handelt. Manche Deutungen verbinden das Handicap aufgrund der Wendung *cap in hand* mit dem Betteln. Das seit der Mitte des 17. Jahrhunderts überlieferte Wort (zur Etymologie vgl. Amundson, 2005) stammt jedoch von einem bereits im Mittelalter bekannten Spiel, bei dem die beiden Kontrahenten ihre Hände mit einem Pfandgeld in die Mütze eines Schiedsrichters halten. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts verwendete man den Begriff auch für Pferderennen, bei denen die

schnelleren Pferde Zusatzgewichte erhielten, um möglichst gleiche Chancen zu schaffen. Die Wortübertragung erfolgte aufgrund des später ebenso auf andere Wettkämpfe übertragenen Prinzips, dass eine dritte Instanz Unterschiede zwischen den Teilnehmenden bestimmt und die Vorteile ausgleicht. Mit Handicap wurde lange Zeit dieses Prinzip bezeichnet, erst später nannte man auch die auferlegte Erschwernis so. 1915 wurde der Begriff erstmals öffentlich für die Bezeichnung eines Kindes benutzt. Dieser Bezug auf Menschen hielt im 20. Jahrhundert an, bis die Weltgesundheitsorganisation (WHO) 1980 die International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps, mit der sie zwischen Schädigung (*impairment*), Fähigkeitsstörung (*disability*) und sozialer Beeinträchtigung (*handicap*) unterschied. Die Behindertenbewegung kritisierte damals die medizinische Definition von Schädigung und die als Bettlerei verstandene sowie durch Wettkampf geprägte Beeinträchtigung. Seither wird das Wort *disability* für unterschiedliche Aspekte von Behinderung verwendet.

In diese Begriffsgeschichte schreiben sich die Massenmedien ein, wenn sie heute im deutschsprachigen Raum von Handicaps berichten. In den meisten Fällen geschieht dies ohne Kenntnisse über die Herkunft des Wortes. Dieses wird zum Teil im medizinischen Sinn verwendet. Bei solchen Beiträgen fällt auf, dass immer mehr Erscheinungen des Alters auf diese Weise als Behinderung betrachtet werden. Das Handicap tritt zum Teil auch als Benachteiligung im sozialen Sinn auf, die vorwiegend Menschen mit Behinderung erfahren. Diese Menschen werden dann als Handicapierete bezeichnet, damit sind jedoch dieselben Probleme der Reduzierung von Menschen auf ihnen Zugeschriebenes verbunden wie beim Wort Behinderte.

Das Begriffsspektrum von Handicap wird nicht ausgeschöpft: So finden sich kaum Ausführungen dazu, welche Veränderungen eine Übertragung des Handicap-Prinzips auf Bereiche wie Ökonomie oder Staat zur Folge hat beziehungsweise hätte. Armut wird beispielsweise nicht in diesem Zusammenhang verhandelt. Ebenso ist bislang eine generelle Diskussion dieses Prinzips ausgeblieben, obwohl es durchaus zu problematisieren wäre: Wer betrachtet was als Chancengleichheit? Wie wird diese zu erreichen versucht? Wer ist die dritte Instanz, die über Vor- und Nachteile bestimmt? Statt solcher Überlegungen findet sich in den Massenmedien die unreflektierte Übernahme eines Begriffs. Über die Gründe dafür lässt sich zurzeit nur spekulieren: Handicap mag im Vergleich zu Behinderung moderner, für jüngere Menschen passender, weniger medizinisch, weniger mit Schwierigkeiten belastet tönen. Der Begriffswechsel verweist auf ein Unbehagen gegenüber der nach dem Zweiten Weltkrieg in unserem Wortschatz verankerten Behinderung und zeigt, dass der bloße Austausch eines Begriffs nicht immer das als problematisch Erachtete aufzulösen vermag.

Worte und Vorstellungen

Dass es von Bedeutung ist, wer welche Worte wann, wo, wie und wozu gebraucht, lässt sich auch anhand eines Beispiels der Berichterstattung zur Miss- und Mister-Handicap-Wahl 2014 darstellen. Damals veröffentlichte ein Boulevardmagazin des Schweizer Fernsehens auf seiner Internetseite Ausschnitte aus dem Interview mit einem Juror. Das diesem Mann zugewiesene Zitat «Man muss keine Angst vor Behinderten haben» bildet den Titel des Beitrags. Darin war zu lesen:

Die Wahl im KKL Luzern war für Franco Knie eine Herzensangelegenheit. Grund: Schon seit Jugendjahren begleiten ihn Menschen mit Handicaps. Erst sein Schulfreund, der querschnittsgelähmt ist. Später sein Sohn, der Autist ist. Deswegen setzt sich der 60-Jährige gerne für diese ein. «Man muss keine Angst vor Behinderten haben. Man muss auf sie offen zugehen.» (Spirig, 2014a)

Franco Knie wurden damit Worte in den Mund gelegt, die er so nicht gesagt hatte. Beim Anschauen des auf der Internetseite veröffentlichten Videoausschnitts aus dem Interview sind von Knie folgende Worte (aus der Mundart in die Schriftsprache transkribiert) zu vernehmen: «[...] und auch Menschen, die keine Angst haben müssen, auf Behinderte zuzugehen» (Spirig, 2014b, 0:21–0:25). Um Aufmerksamkeit zu wecken, machte die Journalistin vereinfachend aus der «Angst [...], auf Behinderte zuzugehen» die «Angst vor Behinderten», also aus einer Angst vor einer Handlung eine Angst vor Menschen. Damit werden Assoziationen geweckt, die erst Ängste schaffen können. Dieses Beispiel macht deutlich, wie die Art des Massenmediums bestimmt, welche Inhalte wie gezeigt werden, und wie bereits kleine Veränderungen zu signifikanten Bedeutungsunterschieden führen können. Die mediale Welt inklusiv zu gestalten heisst mehr, als passende Worte und Bilder zu wählen. Darauf verweist das Disability Mainstreaming.

Disability Mainstreaming

Disability Mainstreaming ist im Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen verankert, das zur Beseitigung der Benachteiligungen von Menschen mit Behinderung beitragen und deren Chancengleichheit und Teilhabe fördern will (United Nations, 2006). Das Ziel der Strategie ist:

Dass das Anliegen von Menschen mit Behinderung zum wichtigen Bestandteil von Prozessen in Politik, Verwaltung, Gesellschaft und Wissenschaft wird – von Beginn an und nicht erst, nachdem die Entscheidungen gefallen sind. (Grüber, 2007, 437)

Es geht somit darum, alle Lebensbereiche so zu gestalten, dass sie für Menschen mit und ohne Behinderung zugänglich sind.

Bei den Massenmedien spielt das Disability Mainstreaming nicht nur bei den Inhalten, sondern auch bei der Produktion und Veröffentlichung dieser Inhalte eine Rolle. Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft SRG versteht barrierefreies Fernsehen und Internet als «Beitrag zur kommunikativen Integration der hör- und sehbehinderten Menschen», zu dem sie das Radio- und Fernsehgesetz verpflichtet (SRF, 2015). Das Angebot besteht in der Untertitelung eines Teils der Sendungen, in Hörfilmen, Gebärdensprachübersetzungen einzelner Sendungen sowie in barrierefreiem Internet. Noch keine Erwähnung findet der Einsatz von einfacher Sprache, obwohl diese immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Im Unterschied zur SRG fasst die Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland ARD Barrierefreiheit breiter, wenn sie in ihren Leitlinien für 2015/16 neben dem erwähnten Angebot aufführt:

Menschen mit Behinderungen (sollen) vor und hinter der Kamera, am Mikrofon und an anderen Arbeitsplätzen eingesetzt werden. (Programmdirektion Erstes Deutsches Fernsehen, 2014, 44)

Während die SRG Menschen mit Behinderung ausschliesslich als Konsumentinnen und Konsumenten ihrer Produktionen sieht, adressiert die ARD sie auch als Mitarbeitende und damit als Mitgestaltende. Damit diese auch zu Mitbestimmenden werden, benötigt es einen Zugang zu entsprechenden Stellen sowie die Einsitznahme von Menschen mit Behinderung in Gremien, die Entscheidungen über das Angebot fällen. Es besteht somit noch einiges an Potenzial, die Massenmedien mit dem Instrument des Disability Mainstreamings zugänglicher zu machen.

Schlussbemerkungen

Eine inklusive Medienwelt ist hierzulande noch nicht Standard. Das Wissen, was es zu verändern gilt, wäre im Prinzip vorhanden, wenn auch nicht immer an den entscheidenden und ausführenden Stellen. Die Schwierigkeit besteht

somit darin, dieses Wissen zu verbreiten und die Veränderungen umzusetzen. Bei der Verteilung des Wissens spielt die Bildung eine wichtige Rolle. Wenn wir bereits in der Grundschule lernen, dass Behinderung keiner speziellen Worte oder besonderer Bilder bedarf, so fällt später eine gerechte Darstellung leichter. Das Thema Behinderung soll auch Bestandteil der Aus- und Weiterbildung von Medienschaffenden sein. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass beispielsweise eine Bildredakteurin sich für andere Aspekte interessiert als ein Radiojournalist. Die Vermittlung des Wissens durch Menschen mit Behinderung ist nachhaltig, da diese als Expertinnen und Experten zugleich allfällige stereotype Vorstellungen zu widerlegen vermögen.

Auch wenn die Produktionsbedingungen der Massenmedien Hindernisse auf dem Weg zur Inklusion darstellen können, zeigen die bereits gemachten Schritte, dass es vor allem einen Abbau der Barrieren in unseren Köpfen benötigt. Hier hilft ein Tipp aus dem Sprachleitfaden Behinderung der Fachstelle «Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen» der Stadt Bern:

Stellen Sie sich vor dem Schreiben oder Sprechen vor, wie Sie gerne dargestellt würden, wenn Sie eine Behinderung hätten. (Fachstelle, 2014, [2])

Dieser Perspektivenwechsel ist nicht aufwendig, aber er vermag dazu zu führen, die eigene Wahrnehmung von Behinderung zu hinterfragen.

Literatur

- Amundson, Ron (2005). Handicap, in: Albrecht, Gary L. (Hrsg.). *Encyclopedia of Disability*. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage, 816.
- Bosse, Ingo (2006). *Behinderung im Fernsehen. Gleichberechtigte Teilhabe als Leitziel der Berichterstattung*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Egermann, Eva (2012). Crip Geschichte begreifen: unwahrscheinliche Begegnungen im Nebel. *Crip Magazine*, 1(1): 14.
- Fachstelle Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen der Stadt Bern (2014). *Sprachleitfaden Behinderung*. Bern: Direktion für Bildung, Soziales und Sport der Stadt Bern.
- Fleck, Ludwik (1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fleck, Ludwik (1983). Das Problem einer Theorie des Erkennens, in: Ders. *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 84–127.

- Garland Thomson, Rosemarie (2001). Seeing the Disabled. Visual Rhetorics of Disability in Popular Photography, in: Longmore, Paul K. und Lauri Umansky (Hrsg.). *The New Disability History. American Perspectives*. New York: New York University Press, 335–374.
- Grüber, Katrin (2007). «Disability Mainstreaming» als Gesellschaftskonzept. Annäherungen an einen viel versprechenden Begriff. *Sozialrecht + Praxis*, 7(17): 437–444.
- Programmdirektion Erstes Deutsches Fernsehen (Hrsg.) (2014). ARD-Bericht 2013/14 und ARD-Leitlinien 2015/16, in: Daserste.de. <http://www.daserste.de/specials/ueber-uns/ard-leitlinien-2015-2016-100.pdf> (Zugriff: 07.04.2015).
- Schweizer Presserat (2008). Erklärung der Pflichten und Rechte der Journalistinnen und Journalisten. Bern: Schweizer Presserat.
- Schweizer Presserat (2015). Richtlinien zur «Erklärung der Pflichten und Rechte der Journalistinnen und Journalisten». Bern: Schweizer Presserat.
- Spirig, Rahel (2014a). Franco Knie über Menschen mit Handicap und seinen Sohn. <http://tp.srgssr.ch/p/inline?urn=urn%3Aasrf%3Aais%3Avideo%3A6b472e87-1027-45e5-bb24-d1b89d168090&autoplay=true&legacy=true&width=624&height=351&playerType=> (Zugriff: 26.10.2014).
- Spirig, Rahel (2014b). Franco Knie: «Man muss keine Angst vor Behinderten haben». <http://www.srf.ch/unterhaltung/people/schweiz/franco-knie-man-muss-keine-angst-vor-behinderten-haben> (Zugriff: 26.10.2014).
- SRF (2015). Barrierefreies Fernsehen und Internet bei SRF. <http://www.srf.ch/unternehmen/unternehmen/portraet/barrierefreies-fernsehen-und-internet-bei-srf> (Zugriff 07.04.2015).
- Stiftung Deutsches Hygiene-Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V. (Hrsg.) (2001). *Der [im-]perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit*. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz.
- United Nations (2006). *Conventions on the Rights of Persons with Disabilities*. New York: United Nations.

Psychiatrische Anstalt in Borşa bei
Cluj/Rumänien, April/Mai 2003

Circa zwanzig oligophrene Männer leben hier im «Isolare», eingeschlossen auf engstem Raum. Alle haben Flöhe, Läuse und Krätzmilben. Nicht nur die eine Strafe absitzenden schizophrenen, sondern ebenso alle neuen Patienten werden hier zuerst für zehn Tage eingesperrt. Den ganzen Winter über dürfen sie dabei nie hinaus in den Park spazieren gehen.

Vom Sorgenkind zum Superkrüppel – Menschen mit Behinderungen in den Medien

Rebecca Maskos

Einleitung

Ziemlich gute Laune hat offenbar die Gruppe, die sich da auf der Zeichnung von Phil Hubbe für einen Fototermin aufgestellt hat: Leute im Rollstuhl und mit Hörrohr grinsen breit, ein blinder Mensch winkt und ein armloser Mann streckt dem Fotografen die Zunge raus. Der ist anscheinend gar nicht begeistert. «Bitte etwas ernster und trauriger, Sie sind doch schliesslich behindert» ruft er vorwurfsvoll – vielleicht auch dies der Anlass für die allgemeine Heiterkeit. Damit hat der selbst mit einer Behinderung lebende Cartoonist Hubbe das Verhältnis zwischen Journalismus und Behinderung auf den Punkt gebracht: Viele Medien präsentieren Leidensgeschichten, Drama oder Sensation. Behinderung gilt ihnen dabei oft noch als ernstes Thema. Selbst betroffene Menschen sehen dies allerdings vielfach ganz anders.

Den Medien kommt gerade auch in Zeiten der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) eine besondere Rolle zu bei der Berichterstattung über Themen wie Behinderung und Inklusion. Leider erfüllen sie diese noch immer oft mit stereotypen Darstellungsformen, obgleich man seit einigen Jahren tendenziell eine Abkehr von den immer gleichen, althergebrachten Bildern beobachten kann.

Zu einem neuen Umgang mit Behinderung und Sprache und vor allem zu einem Journalismus ohne stigmatisierende Klischees möchte die Webseite www.leidmedien.de beitragen. Leidmedien.de hat sich zum Ziel gesetzt, typische Sprachklischees und stereotype Medienpräsentationen von Behinderung in Frage zu stellen und dazu Alternativen vorzuschlagen. Die Webseite ist ein praxisnaher Online-Ratgeber, der vor allem Journalistinnen und Journalisten sowie Medienschaffenden Tipps gibt, wie sie weniger einseitig und diskriminierend über behinderte Menschen berichten können. Ich konnte damals Leidmedien.de mit auf den Weg bringen und möchte deshalb, nachdem ich im ersten Teil die Verantwortung und Macht der nichtbehinderten Medien näher beleuchte, im zweiten Teil meines Textes von den Hintergründen, Inhalten und Tipps der Webseite erzählen. Im letzten Teil gehe ich dann näher darauf ein, warum sich Klischees in der Darstellung behinderter Menschen immer noch

halten und welche soziokulturellen Funktionen sie möglicherweise erfüllen, und zwar sowohl in nonfiktionalen als auch in fiktionalen Formaten.

Die Macht der Medien und ihr nichtbehinderter Blick

Im Februar besuchte ein junger Schauspieler eine VIP-Party im Rahmen des deutschen Filmfestivals Berlinale. Das wäre eigentlich nicht weiter erwähnenswert, hätte Samuel Koch – so sein Name – nicht zwei Jahre zuvor bei einer Wette in der deutschen TV-Show «Wetten, dass..?» einen spektakulären Unfall gehabt und wäre er deshalb nicht vom Hals abwärts querschnittgelähmt. Seine Genesung, seine weiteren Lebenspläne, sein Schicksal, all das war ein gefundenes Fressen für all jene Medien, die sich auf die narrative Reihung Sturz eines Helden – Drama – Tragödie – Auferstehung – neues Heldentum spezialisiert haben. Für den BILD-Autor Franz-Josef Wagner war Samuel Kochs Partyteilname das perfekte Thema für seine Boulevard-Kolumne «Post von Wagner» (BILD, 2013, 11.2.2013):

Lieber Samuel Koch, Sie sind auf der BILD-Berlinale-Party aufgekreuzt und bis zum Morgen geblieben, im Rollstuhl. Sie haben an einem Champagnerglas genippt, das Ihnen ein Freund an die Lippen führte, weil Sie Ihre Arme nicht bewegen können. So viele Stars waren da, geschminkt, wohlriechend, mit Kleidern bis zum Po. Der Star waren Sie. Nach dem «Wetten, dass..?»-Unfall lebten Sie zwischen Dämmern und Wachen. Das Leben nahmen Sie wahr, wenn die Fenster geöffnet waren und der Wind Ihr Gesicht streifte. Ich bewundere Sie, lieber Samuel Koch, dass Sie auf einer Party sind und nicht in der Finsternis ihrer Behinderung bleiben. Sie können nicht tanzen. Ihre Nase juckt, Sie können nicht kratzen. Wenn man Ihnen die Hand geben will, können Sie es nicht. Sie haben keine Kraft, anderen Menschen Ihre Hand zu geben. Alles ist gelähmt. Was nicht gelähmt ist, sind Ihre Träume. Deshalb waren Sie im Rollstuhl auf dieser Party. Ich hoffe, dass Sie in Ihren Träumen bis zum Abwinken tanzen konnten. Herzlichst, F. J. Wagner. (Wagner, 2013)

«Die Finsternis der Behinderung», «Alles ist gelähmt» und «Was nicht gelähmt ist, sind Ihre Träume» – in Wagners Welt ist Behinderung gleichbedeutend mit einem Fluch, der zu absoluter Passivität und Depression verdammt. Samuel Koch ist für ihn ausschliesslich durch seinen Status als Opfer seiner Behinderung definiert. Für Wagner scheint ein Leben mit Behinderung nicht lebenswert, umso unfassbarer ist daher offenbar die Vorstellung, dass so ein Verdammt einfach auf eine Party geht, an einen Ort, an den Opfer nicht hingehören. Für Menschen wie Wagner ist es unglaublich, dass Menschen mit

Behinderungen ein ganz normales Leben führen können – inklusive Spass, Alkoholrausch und Sexualität. Würde Wagner nur öfter mal US-Fernsehserien schauen, würde er sich erstaunt die Augen darüber reiben, dass dort sogar in Boulevard-Medien ein differenzierteres Bild von Behinderung als in Wagners Brief gezeichnet wird.

Ein Beispiel neueren Datums ist die Serie «Push Girls», eine Reality-Show mit vier Frauen mit Behinderungen, darunter Ex-Models und Tänzerinnen, eine Art «Sex and the City» im Rollstuhl – im Jahr 2013 zu sehen auf dem Sender Sixx und dem Online-Angebot des Senders. Ihr Motto: «Wenn du nicht aufstehen kannst, dann fall auf!». Die «Push Girls» lassen sich von der Kamera begleiten bei allem, was das Leben in ihrer Stadt Los Angeles wohl auszeichnet – so möchte uns die Serie zumindest weismachen. Sie flirten sich durch Hollywood, quatschen über Klamotten, Casting-Termine und Geldsorgen. Man mag den oberflächlichen Glamour unrealistisch finden – gemessen an Wagners Mitleidsnarrativ aber ist die Serie «Push Girls» erstaunlich progressiv und alltagsnah.

Zwischen den Extremen Wagner-Kolumne und «Push Girls» scheint in der aktuellen Medienlandschaft die Bandbreite also gross zu sein, wenn es um die Darstellung des Themas Behinderung geht. Medien sind ein Spiegel der Gesellschaft und eine zentrale Plattform ihrer Kultur, und als solche reflektieren sie den Umbruch, in dem sich der kulturelle Status behinderter Menschen gerade befindet. Journalistinnen, Journalisten und Medienschaffenden kommt deshalb nicht erst seit der UN-BRK eine besondere Verantwortung zu (vgl. Renggli, 2004 und 2006; Bosse, 2006). Denn den überwiegenden Teil ihres Wissens über Behinderung erhalten Menschen in der westlichen Welt ausschliesslich aus den Medien – mangels echter Begegnungen mit behinderten Menschen. Repräsentantinnen und Repräsentanten der Behindertenbewegung und der Disability Studies weisen darauf schon lange hin und kritisieren die stereotype Art und Weise, in der die Medien behinderte Menschen darstellen (vgl. Sandfort, 1982; Barnes, 1992; Linton, 1998). Durch Artikel 8 der UN-BRK bekommen sie seit 2008 Unterstützung: Staaten, die die Konvention unterzeichnet haben, verpflichten sich, «Klischees, Vorurteile und schädliche Praktiken gegenüber Menschen mit Behinderungen, einschliesslich aufgrund des Geschlechts oder des Alters, in allen Lebensbereichen zu bekämpfen» und ausserdem «alle Medienorgane» aufzufordern, «Menschen mit Behinderungen in einer dem Zweck dieses Übereinkommens entsprechenden Weise darzustellen».

Doch Journalistinnen, Journalisten und Medienschaffende schauen nicht in Gesetzestexte, bevor sie ihre Texte schreiben, und ihnen sind Aufforderungen seitens der Politik auch eher egal. Das soll nicht heissen, dass der Artikel 8 der UN-BRK wirkungslos ist – die Politik hat durchaus Möglichkeiten, auf die Berichterstattung einzuwirken, zum Beispiel über die Rundfunkräte. Sie könnte

ausserdem darauf hinwirken, dass Behinderung Thema der journalistischen Ausbildung wird oder die Zugangswege zum Journalistinnen-Beruf für behinderte Menschen besser geebnet werden. Denn die beste Aufklärung findet doch immer noch in der persönlichen Begegnung statt, zum Beispiel mit der behinderten Kollegin. Für die derzeitigen Journalistinnen und Journalisten jedoch ist vor allem erst einmal wichtig, dass ihre Geschichten Beachtung finden und aufmerksam gelesen, gehört oder gesehen werden. Dafür müssen sie die Rezipientinnen und Rezipienten hineinziehen in die Geschichte, sie emotional erreichen. Das funktioniert besonders gut über die Personalisierung: Themen werden an Einzelpersonen, der Protagonistin oder dem Protagonisten, aufgezogen, damit die Geschichte einen roten Faden erhält und den Rezipientinnen und Rezipienten eine Identifikationsfläche angeboten werden kann. Fast alle elektronischen Medien nutzen Protagonistinnen und Protagonisten für ihre Geschichten, besonders das Fernsehen ist auf diese fokussiert. In vielen Redaktionen wird unter der expliziten Anordnung der Hausleitung gearbeitet, keine Geschichte ohne Protagonistin oder Protagonist zu machen. Gerade bei allen Geschichten rund um das Thema Behinderung ist eine behinderte Person ein beliebtes Vehikel, um Informationen anschaulich zu präsentieren – trockene Gesetzestexte, Bauverordnungen und Inklusionsbeschlüsse seien ansonsten zu weit weg von der Lebensrealität der normalen, nichtbehinderten Rezipientinnen und Rezipienten (vgl. Bosse, 2006). Behinderte Menschen machen diese Praxis notgedrungen, aber oft auch mit Spass an der Sache mit – denn sie sind meist froh, dass ihre Anliegen und ihre Lebensrealität überhaupt Platz in der Medienwelt finden. Vor allem im Boulevard finden sich immer wieder auch voyeuristische Darstellungen behinderter Menschen (zum Beispiel bei der Reportagereihe «Aussergewöhnliche Menschen» des deutschen TV-Senders RTL 2), deren Protagonistinnen und Protagonisten ihre Zurschaustellung indes offenbar bereitwillig mitmachen.

Besonders die Personalisierung bietet jedoch auch reichlich Möglichkeiten, Behinderung einseitig und klischeehaft darzustellen. Zudem ist es den Schreibenden meist nicht bewusst, dass behinderte Menschen sich in ihren Formulierungen nicht wiederfinden. Peter Radtke geht gar davon aus, dass die Berichterstattung nichtbehinderter Journalistinnen und Journalisten eher der Vorstellung der Nichtbetroffenen entspreche:

«Wenn ich so wäre wie dieser Mensch, würde ich so und so empfinden.»
Tatsächlich aber steckt der nichtbehinderte Journalist nicht in der Haut des Menschen mit Behinderung. Folglich trifft auch seine Schlussfolgerung nur in den seltensten Fällen zu. Nachdem auch die Leser, Radiohörer oder Fernsehteilnehmer in der Regel nichtbehindert sind, halten sie die Projektion des Aussenstehenden für durchaus nachvollziehbar und machen sie sich für ihr

Menschenbild von Personen mit Behinderungen zu Eigen. Hieraus ergibt sich die paradoxe Situation, dass die Berichterstattung zu Behindertenthemen mitunter eher der Vorstellung der Nichtbetroffenen vom Alltag behinderter Menschen entspricht als der tatsächlichen Situation. (Radtko, 2003, 7)

Medienprodukte spiegeln somit nahezu ausschliesslich eine nichtbehinderte Perspektive – es wird über behinderte Menschen geschrieben und die Adressatinnen und Adressaten sind wiederum Nichtbehinderte, deren oft bereits bestehende stereotype Wahrnehmung durch die Medienprodukte bestätigt wird.

Leidmedien – Tipps zum Thema Sprache und Behinderung

Leidmedien.de ist eine Online-Plattform des Berliner Vereins Sozialhelden, dessen Schwerpunkt seit einigen Jahren das Thema Behinderung ist. Mit praxisorientierten Projekten wie zum Beispiel Wheelmap.org, einer App für die einfache Suche nach barrierefreien Orten, oder Wheelramp.de, bei dem Rollstuhlrampen an Geschäftsinhabende angeboten werden, will der Verein auf unkomplizierte Art und Weise gesellschaftliche Veränderungen bewirken. Die Idee und Initiative zu Leidmedien.de hatte Sozialhelden-Vorstand Raul Krauthausen, selbst Rollstuhlfahrer und gern gesehener Interviewpartner in verschiedenen Medien, der sich dagegen verwehrt, dass Menschen mit Behinderungen ständig als Leidende betrachtet werden:

Wieso behaupten die Medien eigentlich ständig, dass wir Menschen mit Behinderung «leiden», «tapfer unser Schicksal meistern»? Oder sind erstaunt, dass wir «trotz der Behinderung» ein «normales Leben» führen? Wenn die Medien soviel beeinflussen, dann stellt sich doch die Frage, wie wir sie verändern können. (Mündliche Mitteilung von Raul Krauthausen, 2. August 2012)

Behinderte Menschen werden sprachlich immer wieder auf ihre Behinderung reduziert und zu fortwährend Leidenden gemacht, durch Formulierungen wie «er ist an den Rollstuhl gefesselt», «sie meistert ihr schweres Schicksal mit sehr viel Lebensmut» oder «eine tragische Krankheit macht ihn zum Pflegefall». Es sind manchmal nur einzelne Wörter, die einer Aussage einen Dreh ins Mitleidige geben: Zum Beispiel die Formulierung «sie leidet an einer Krankheit oder Behinderung» – unhinterfragt wird so immer wieder Behinderung mit Leiden gleichgesetzt. Oder «trotz ihrer/seiner Behinderung» – eine beliebte Wendung, um – wohlmeinend – darzustellen, dass Behinderung nicht das Ende des Lebens ist, die aber immer unterstellt, dass Behinderung eine per se negative Lebenserfahrung ist.

Auf der Website Leidmedien.de finden sich solche Formulierungen und ihre Alternativen, zusammen mit vielen positiven und negativen Medienbeispielen. Das Glossar «Begriffe von A–Z» geht dabei auf einzelne Wörter ein und gibt eine Einschätzung zur Verwendung von zum Beispiel Behinderter, Taube, Mensch mit Beeinträchtigung, geistig Behinderte und Menschen mit Lernschwierigkeiten in einem aktuellen Kontext. Ausserdem thematisiert Leidmedien.de verschiedene Herangehensweisen an das Thema – so zum Beispiel, wenn Menschen mit Behinderung in Berichten verkindlicht, nur mit dem Du statt mit dem Sie angesprochen oder als Schützlinge bezeichnet werden oder gar nicht erst mit ihnen selbst, sondern nur mit Angehörigen über sie gesprochen wird. Oder ob die jeweilige Behinderung dramatisiert dargestellt wird und nur die damit verbundenen Defizite ins Zentrum des Beitrags gerückt werden. Journalistinnen und Blogger mit Behinderungen kommentieren in Gastbeiträgen auf Leidmedien.de Medienbilder von Behinderung und formulieren Wünsche an Medienschaffende. Zusätzlich bekommen Journalistinnen und Journalisten eine Menge Recherchetipps – von historischen Hintergründen, Zahlen und Daten bis hin zu Adressen von Ansprechpersonen und Themenideen.

Leidmedien.de tritt ein für eine nicht entwertende, pathologisierende oder voyeuristisch-dramatisierende Sprache. So wird statt des gebetsmühlenartigen «trotz der Behinderung» die Formulierung «jemand tut Dinge mit der Behinderung» vorgeschlagen, die neutraler ist und vor allem auch aussagt, dass die Behinderung nur eine von viele Facetten im Leben ist. Leidmedien.de will dennoch keine Sprachrezepte liefern und beansprucht auch keine Deutungshoheit – denn schliesslich ist Sprache ständig im Wandel (vgl. Felkendorff, 2003), wie das Beispiel des einst als Euphemismus erfundenen Begriffs «behindert» veranschaulicht, der sich mittlerweile zur Beschimpfung unter Jugendlichen entwickelt hat. Leidmedien.de gibt sich auch nicht der Vorstellung hin, dass Diskriminierung allein durch Sprache bekämpft werden kann. Ganz im Gegenteil, es besteht vielmehr die Gefahr, dass ausgrenzende Lebensbedingungen durch eine politisch korrekte Sprache verklärt werden: Eine Heimunterbringung wird dann zu einem stationären selbstbestimmten Leben. Sprache hat Auswirkungen auf Denken und Bewusstsein – und Leidmedien.de will über den Weg der sprachlichen Bewusstseinsbildung einen Teil zu einer inklusiven Gesellschaft beitragen.

Vom Opfer zum Superkrüppel, vom schweren Schicksal zum Heldentum

Auch wenn Texte wie die von Bildkolumnist Wagner fast schon anachronistisch anmuten, in einer Medienwelt, die seit einigen Jahren vielfältiger über das

Thema Behinderung berichtet, zeigen sie doch sehr anschaulich den Kern des soziokulturellen Bildes behinderter Menschen: Behinderung wird mit Leiden gleichgesetzt, behinderte Menschen werden zu Opfern. Demgegenüber stehen die behinderten Heldinnen und Helden oder Trotzdem-Menschen, wie Christian Mürner (2003) sie nennt: Sie haben es geschafft, über ihre Behinderung hinauszuwachsen – sie lassen sich in bewundernswerter Weise nicht «von der Behinderung aufhalten» und leisten Grossartiges. Das sind zum Beispiel behinderte (Leistungs-)Sportler und Paralympics-Athletinnen, Firmenchefs oder Künstlerinnen mit Behinderung oder andere Elitebehinderte (Schönwiese, 2007, 49). Sie führen den Nichtbehinderten vor: Seht her, sogar die Behinderten schaffen es, lasst Euch mal nicht so hängen! Indes sind aber die meisten der hoch bewerteten Leistungen etwas für viele behinderte Menschen völlig Alltägliches – arbeiten zu gehen, einzukaufen, eine Partnerin, Partner oder Kinder zu haben. Hier zeigt sich, dass Heldinnen beziehungsweise Helden und Opfer genau genommen keine entgegengesetzten Pole sind, sondern Teil derselben narrativen Figur: Behinderung ist und bleibt das schwere Schicksal, teilweise schlimmer als der Tod – deshalb umgibt alle die, die ihr Leben trotz Behinderung geniessen, der Glorienschein von Heiligen und Engeln. In beiden Fällen jedenfalls wird Behinderung individualisiert – Behinderung als soziales Verhältnis im Kontext von gesellschaftlichen Barrieren und Zugang zu Ressourcen wird ausgeblendet, stattdessen wird sie als rein körperliches beziehungsweise geistiges Phänomen gelesen. In den Worten von Tom Shakespeare¹:

Mediendarstellungen entpolitisieren die Kämpfe behinderter Menschen, in dem sie immer eine individualisierte Perspektive einnehmen, Behinderung ausschliesslich als persönliches Unglück in den Blick nehmen. (Shakespeare, 1994, 284)

Der zweiseitigen Leidmedien-Aufteilung der Darstellungsweisen in «Opfer und Heldin oder Held» – oder wie es Peter Radtke formuliert – «Bettler und Batman» stehen in der Literatur zum Thema kulturelle Repräsentation von Behinderung weit detailliertere Taxonomien zur Seite. Colin Barnes beispielsweise hat elf verschiedene kulturelle Bilder behinderter Menschen ausgemacht: Die behinderte Person als bemitleidenswert, als Opfer von Gewalt, als böse und hinterhältig, als seltsame Kuriosität, als Superkrüppel, als Objekt des Spotts, als ihr eigener schlimmster Feind, als Last für die Gesellschaft, als sexuell abnormal, als unfähig zur gesellschaftlichen Teilhabe und schliesslich – als normal. Auf ähnliche Art und Weise unterscheiden Gisela Staupe und Heike Zirden

1 Verantwortlich für die Übersetzung der Zitate von Rosemarie Garland Thomson, Paul Longmore und Tom Shakespeare ins Deutsche ist die Autorin.

im Begleitband zur Ausstellung «Der (im)perfekte Mensch», gezeigt im Jahr 2000 im Dresdner Hygienemuseum, zwischen zehn verschiedenen Blicken auf Behinderung: Der staunende, medizinische, vernichtende, mitleidige, bewundernde, instrumentalisierende, ausschliessende und der fremde Blick, das Portrait und der Eigenblick.

Cornelia Renggli stellt mit Rosemarie Garland Thomson dar, dass die verschiedenen Blicke auf Behinderung im Kern ein Hinauf- oder Hinabschauen auf Behinderung sind – entweder in verachtend-entmenslichender und bemitleidender oder in bewundernder, verklärender Art und Weise (Renggli, 2004). Ich würde noch früher ansetzen mit der Analyse: Unabhängig vom jeweiligen Gehalt des Blicks auf Behinderung haben das Sprechen und Schreiben über und die Zurschaustellung von Behinderung selbst Gründe, die einen Zusammenhang mit der westlichen Kultur und der von ihr hervorgebrachten Subjektivitäten haben.

Denn obwohl es so scheint, dass Behinderung ein in der westlichen Kultur marginalisiertes Thema ist – Behinderung als Metapher finden wir überall. Beispiele wären das Holzbein von Moby Dicks Captain Ahab oder die Handprothese von «Dr. No» aus der James-Bond-Reihe – als Symbole für das personifizierte Böse. Auch der Buckel, zum Beispiel von «Quasimodo» oder Shakespeares «Richard III» zeigen schon körperlich einen zweifelhaften Charakter an. Behinderung kann indes auch ein Zeichen der Unschuld oder Rechtschaffenheit sein – zum Beispiel bei Schneewittchens «Sieben Zwerge» oder bei Klara, der rollstuhlfahrenden Freundin von Johanna Spyris «Heidi». David Mitchell und Sharon Snyder zeigen anhand vieler Beispiele aus der Literaturgeschichte, wie behinderte Charaktere als Vehikel genutzt werden, um kulturelle Vorstellungen von Normalität zu stützen (vgl. Mitchell und Snyder, 2001; Seesslen, 2003). Sie stehen nicht als vielschichtige, individuelle Charaktere für sich, sondern sind Symbole für etwas Drittes – Mitchell und Snyder nennen dies *narrative prosthesis*. Sie werden weniger als aktiv handelnde Subjekte, sondern als passive Objekte gezeichnet (Shakespeare, 1994, 287). Volker Schönwiese versteht sie als Transformationssymbole, als «Zwischenwesen [...] die Identität nur darüber erhalten, dass sie für bestimmte (alltags-)kulturelle Zwecke zur Verfügung stehen» (Schönwiese, 2007, 60).

Autoren wie Schönwiese und Shakespeare sehen als Hintergrund von kulturellen Repräsentationen die Angst vor Behinderung (vgl. Schönwiese, 2007; Shakespeare, 1994). Mit Bezug auf Autorinnen und Autoren wie Susan Sontag, Roland Barthes, Paul Longmore und Jacques Lacan zeichnet Tom Shakespeare nach, wie behinderte Charaktere Angst erzeugen und ihre Verobjektivierung wiederum angstreduzierend wirkt. Paul Longmore spricht gar von der Stigmatisierung solcher Ängste:

Behinderung passiert um uns herum öfter als wir es erkennen und beachten, und wir hegen unausgesprochene Ängste vor der Möglichkeit, behindert zu werden – wir selbst oder eine uns nahestehende Person. Wovor wir uns ängstigen, das stigmatisieren und meiden wir häufig und manchmal wollen wir es zerstören. Populäre Medienbeiträge spielen auf diese Ängste und Vorurteile an, behandeln sie dabei nur schräg und bruchstückhaft, bemüht, dass wir uns unserer selbst vergewissern können. (Longmore, 1987, 66)

Behinderung löst also Ängste aus. Diese müssen kontrolliert werden und das geht am besten, wenn behinderte Charaktere als Objekte erscheinen, nicht als Subjekte mit einem eigenen Willen und selbstbestimmter Autonomie. Besonders in Mitleidsnarrativen wird das sichtbar, so Tom Shakespeare mit Bezug auf die psychoanalytische Theorie:

Wohltätigkeitsorganisationen zeigen extrem erniedrigende Bilder von behinderten Menschen, um bei normalen Menschen Mitleid und Mitgefühl zu erzeugen, damit sie Geld spenden. Mitleid ist ein Ausdruck von Überlegenheit: Es kann auch die Kehrseite sein von Hass und Aggression, wie der post-strukturalistische Psychologe Lacan [...] schreibt. [...] Behinderte Menschen ermöglichen nicht behinderten Menschen, sich gut zu fühlen: Indem sie behinderte Menschen erniedrigen, können sie sich machtvoll und grosszügig fühlen. (Shakespeare, 1994, 287 f.)

Für Shakespeare hat die Form der Verobjektivierung behinderter Menschen in vielen Darstellungsweisen Ähnlichkeit mit der Darstellung von Frauen in der Pornographie:

In beiden Fällen fokussiert sich der Blick auf den Körper, der passiv und verfügbar ist. In beiden Fällen, werden besondere Aspekte des Körpers übertrieben hervorgehoben: Sexuelle Körperteile in der Pornographie oder «fehlerhafte» Körperteile im Fall der Wohltätigkeitswerbung. In beiden Fällen sollen die Zuschauer manipulativ zu einer emotionalen Reaktion gebracht werden: Verlangen im Fall von Pornographie, Angst und Mitleid im Fall der Wohltätigkeitswerbung. (Shakespeare, mit Bezug auf David Hevey, 1994, 288)

Kein Zufall also, dass die behinderte australische Bloggerin Stella Young von *inspiration porn* sprach – also einer Art Bewunderungsporno – und damit die Heldinnen- und Heldendarstellungen behinderter Menschen in der Werbung meinte (Young, 2012). Beim umgedrehten Bild der Heldin oder des Helden wird die Angst allerdings weniger kontrolliert als negiert: Behinderte Macherinnen- und Macher-Charaktere gaukeln vor, dass Behinderung doch «gar

nicht so schlimm» sei; vor allem, indem die sozialen Barrieren ausgeblendet werden, wird ein verzerrtes, aber beruhigendes Bild gezeichnet.

Die Kontrolle von Angst als Hintergrund für stereotype Bilder behinderter Menschen finden viele Autorinnen und Autoren auch in der Analyse anderer kultureller Repräsentationen. Beispielsweise wurden Jahrhunderte hindurch behinderte Menschen als Monster in Kuriositätenkabinetten und Wunderkammern oder später in der Moderne in Freakshows ausgestellt. In den Betrachtenden lösten die Ausgestellten eine Mischung aus Horror und Faszination aus (vgl. Grosz, 1996; Mürner, 2003; Dederich, 2007), die Rosemarie Garland Thomson wie folgt beschreibt:

Indem sie die Grenzen des Menschlichen und die Geschlossenheit der scheinbar natürlichen Welt in Frage stellen, erscheinen monströse Körper als reizvoll, verschmelzen das Schreckliche mit dem Wunderbaren, gleichen das Abstoßende aus mit dem Anziehenden. (Garland Thomson, 1996, 3)

In den Freak- oder Sideshows wurden auf US-amerikanischen Jahrmärkten des 19. Jahrhunderts auf sensationalistische Weise Menschen mit ungewöhnlichen Körpern präsentiert – armlose Wunder, Hermaphroditen oder «der kleinste Mann der Welt» – immer begleitet von einer spektakulären (in der Regel frei erfundenen) Lebensgeschichte. Garland Thomson beschreibt, wie die Protagonistinnen und Protagonisten der amerikanischen Freakshows halfen, ein festeres Bild des normalen Amerikaners zu kreieren – das in der beginnenden Industrialisierung und in den aus vielen, gerade erst immigrierten Gruppen bestehenden Vereinigten Staaten alles andere als eindeutig war (und natürlich auch immer noch nicht ist). Die Freaks dienten als normative Folie, als Projektionsfläche für das Abnormale, was die Betrachtenden zu den Normalen werden liess und eine sichere Distanz zu den Freaks herstellte, wie auch Garland Thomson hier ausführt:

Die kulturelle Leistung der Freakshow ist, die physische Besonderheit des Freaks in einen hypervisiblen Text zu verwandeln, gegen den der ununterscheidbare Körper des Betrachters zu einem scheinbar neutralen, folgsamen, unverwundbaren Instrument des autonomen Willens schwindet, passend für die abstrakten, bürgerlich-demokratischen Institutionen. (Garland Thomson, 1996, 10)

Die Freaks, Monster und Behinderten scheinen zu den ultimativen Anderen zu werden, die den Spiegel hinhalten, damit die Nicht-Anderen sich ihrer Normalität versichern können. Die Anderen werden dringend gebraucht, denn die Normalität der Nicht-Anderen, der scheinbar Normalen, ist prekär und

unsicher. Schliesslich tragen sie einen Teil des Anderen auch in sich. Doch der gesellschaftliche Druck, normal, gesund und nichtbehindert sein zu müssen, lässt sie dies nur schwer aushalten. Sie sind quasi zwangsnichtbehindert – *compulsory able bodied*, wie Robert McRuer (2006) dies nennt. Der Andere als Hilfsmittel zur Konstruktion von Normativität – diese Denkfigur ist oft auch Teil der Analyse anders gelagerter sozialer Phänomene und Diskriminierungsformen, wie beispielsweise des Rassismus, wo das konstruierte Schwarz-Sein als das Andere für die Konstruktion des Weiss-Sein genutzt wird, oder der Sexismus, wo die konstruierte Weiblichkeit als das Andere zur Herstellung von Männlichkeit dient (vgl. Tervooren, 1997).

Tom Shakespeare tourt in seinem Text durch die Philosophie des Anderen, von Sartre, Hegel, Barthes, Foucault bis Jordanova, und hält sich dann lange bei Simone de Beauvoir auf, die er wie folgt zitiert:

Sobald das Subjekt sich selbst bestätigen will, ist der Andere, der ihn beschränkt und leugnet, dennoch eine Notwendigkeit für ihn: Er erreicht sich selbst nur durch diese Realität, die er nicht ist, die etwas anderes ist als er selbst. (de Beauvoir, zitiert nach Shakespeare, 1994, 292)

So sieht Shakespeare behinderte Menschen kulturell in der Rolle derjenigen, die eine Selbstvergewisserung für die nichtbehinderte Identität bieten – ob sie wollen oder nicht, wobei immer mehr behinderten Menschen diese Rolle zunehmend weniger gefällt.

Schlussbemerkungen

Mit neuen, provokanteren Mediendarstellungen im Rücken – wie zum Beispiel der Paralympics-Show des britischen Senders Channel 4 von 2012, die mit dem Titel «Meet the Superhumans» und ihrem dazugehörigen Trailer ironisch die Freakshow wieder auferstehen lässt – melden sich behinderte Autorinnen und Autoren auch zunehmend selbst zu Wort. Vor allem Blogs bieten dafür eine gute Plattform und ermahnen die Journalistinnen und Journalisten immer auch mal wieder. So gelang es autistischen Bloggerinnen und Bloggern im Dezember 2012, Spiegel Online zu einer Revision ihrer falschen Verwendung des Wortes autistisch zu bringen. Spiegel Online hatte über den Grundschul-attentäter der US-Stadt Newtown berichtet und seine Tat unumwunden mit (vermutetem!) Autismus begründet.

Shitstorms und Bloggerinitiativen können wahrscheinlich nur einen Teil des Wandels des Bilds behinderter Menschen in den Medien bewirken. Momentan sieht es zudem wohl eher so aus, als hätten nur die Leistungsfähigen

ein Anrecht auf eine alltagsnahe Darstellung– wie das Beispiel der «Push Girls» zeigt (vgl. Bosse, 2006). Doch es bleibt spannend – und ich hoffe weiterhin auf inklusive Formate, die diesen Namen auch verdienen, oder auch auf solche mit weniger hippen und leistungsfähigen Protagonistinnen und Protagonisten, wie zum Beispiel auf eine Sitcom in einer Behindertenwerkstatt oder auf eine Daily Soap im Pflegeheim.

Literatur

- Barnes, Colin (1992). *Disabling Imagery and the Media. An Exploration of the Principles for Media Representations of Disabled People*. Halifax: The British Council of Organisations of Disabled People and Ryburn Publishing Ltd.
- Bosse, Ingo (2006). *Behinderung im Fernsehen. Gleichberechtigte Teilhabe als Leitziel der Berichterstattung*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Dederich, Markus (2007). *Körper, Kultur und Behinderung: Eine Einführung in die Disability Studies*. Bielefeld: Transcript.
- Felkendorff, Kai (2003). Ausweitung der Behinderungszone: Neuere Behinderungsbegriffe und ihre Folgen, in: Cloerkes, Günther (Hrsg.). *Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 25–52.
- Garland Thomson, Rosemarie (1996). Introduction: From Wonder to Error. A Genealogy of Freak Discourse in Modernity, in: Garland Thomson, Rosemarie (Hrsg.). *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*. London, New York: New York University Press, 1–19.
- Grosz, Elizabeth (1996). Freaks as/at the Limit, in: Garland Thomson, Rosemarie (Hrsg.). *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*. New York: New York University Press, 55–66.
- Linton, Simi (1998). *Claiming Disability: Knowledge and Identity*. New York: New York University Press.
- Longmore, Paul K. (1987). Screening Stereotypes: Images of Disabled People in Television and Motion Pictures, in: Gartner, Alan und Tom Joe (Hrsg.). *Images of the Disabled, Disabling Images*. New York: Praeger, 65–78.
- McRuer, Robert (2006). *Crip Theory. Cultural Signs of Queerness and Disability*. New York: New York University Press.
- Mitchell, David T. und Sharon L. Snyder (2001). *Narrative Prosthesis: Disability and the Dependencies of Discourse*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Mürner, Christian (2003). *Medien und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung*. Weinheim: Beltz.

- Radtke, Peter (2003). Zum Bild behinderter Menschen in den Medien, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (8): 7–12.
- Renggli, Cornelia (2004). Behinderung in den Medien. Sichtbar und unsichtbar zugleich, *Medienheft*, 2003: 1–4.
- Renggli, Cornelia (2006) Nur Mitleid oder Bewunderung? Medien und Behinderung, in: Hermes, Gisela und Eckhard Rohrmann (Hrsg.), *Nichts über uns ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung*. Neu-Ulm: AG SPAK-Bücher, 97–107.
- Sandfort, Lothar (1982). Medienmanifest, in: Kagelmann, Jürgen H. und Rosmarie Zimmermann (Hrsg.). *Massenmedien und Behinderte*. Weinheim: Beltz, 207–213.
- Schönwiese, Volker (2007). Vom transformatorischen Blick zur Selbstdarstellung, in: Flieger, Petra und Volker Schönwiese (Hrsg.). *Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16.–21. Jahrhundert*. Neu-Ulm: AG SPAK-Bücher, 43–64.
- Seesslen, Georg (2003). Freaks & Heroes. Wie die Traummaschine Kino Krankheit und Behinderung in unsere Wahrnehmung einschreibt, in: Heiner, Stefan und Enzo Gruber (Hrsg.). *Bildstörungen. Kranke und Behinderte im Spielfilm*. Frankfurt: Mabuse, 31–40.
- Spiegel Online Newtown-Berichterstattung (2015). Autisten verurteilen Stigmatisierung. <http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/newtown-berichterstattung-autisten-verurteilen-stigmatisierung-a-873364.html> (Zugriff: 06.02.2015).
- Staupe, Gisela und Heike Zirten (2001). Vom Recht auf Unvollkommenheit, in: Stiftung Deutsches Hygiene Museum und Aktion Mensch e.V. (Hrsg.). *Der (im)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung*. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 161–168.
- Tervooren, Anja (1997). «Die Beziehung zum Anderen stellt mich in Frage...» Repräsentationen des Anderen im Spannungsfeld der Pädagogik und Kulturwissenschaft. Vortrag im Rahmen des Forums «Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor» der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung. Berlin: Freie Universität Berlin.
- Shakespeare, Tom (1994). Cultural Representations of Disabled People: Dustbins for Disavowal? *Disability & Society*, 9(3): 283–299.
- Wagner, Franz Josef (2013). Lieber Samuel Koch. <http://www.bild.de/news/standards/franz-josef-wagner/post-von-wagner-28468914.bild.html> (Zugriff: 06.02.2015).
- Young, Stella (2012). We're not here for your inspiration. <http://www.abc.net.au/news/2012-07.03/young-inspiration-porn/4107006> (Zugriff: 02.07.2012).

Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3
in Peterhof/Russland, Juni/Juli 2005

Kirjuscha lebte vorher – wie viele andere
Bewohnerinnen und Bewohner der Sta-
tion – in einer Institution für Kinder mit
einer Behinderung in Pawlowsk.

Darstellung von Menschen mit Behinderungen im Rahmen der Marketingkommunikation von Nonprofit-Organisationen

Urs Schäfer und Lorenz Spinas

Einleitung

Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie die Werbeauftritte von Schweizer Organisationen im Behindertenbereich gestaltet sind, respektive wie Menschen mit Behinderungen, die eigentlichen Werbeträger, dargestellt werden. Spiegelt die Marketingkommunikation der Nonprofit-Organisationen (NPO) ein reales Bild wider, oder werden – analog zum Grundcredo der kommerziellen Werbung (auch im positiven Sinne) – mit falschen Versprechen, Traumwelten, Parallelrealitäten, Verzerrungen et cetera eine grundsätzlich zwar positive Stimmung und Bereitschaft zur Unterstützung bei den Spendenden erzeugt, ohne aber wirklich die tatsächliche Situation der Betroffenen abzubilden und dieser gerecht zu werden? Zusätzlich stellt sich natürlich auch die Frage, ob die Werbung überhaupt einen Einfluss darauf hat, wie bei den Rezipientinnen und Rezipienten – also einer was die Reichweite betrifft nicht zu unterschätzenden Teilöffentlichkeit – das Bild von Menschen mit Behinderungen geprägt wird.

Karitative Organisationen sind aufgrund ihrer Finanzierung durch die öffentliche Hand und/oder Spenden einer kritischen Beobachtung durch die jeweiligen (geldgebenden) Anspruchsgruppen unterstellt. Dies bedeutet, dass sie mit ihren Mitteln haushälterisch umgehen müssen und führt dazu, dass Werbekampagnen von NPO kaum je reine Image- oder Bekanntheitsziele erfüllen sollen, sondern im Idealfall auch einen finanziellen Impact haben. In diesem Zusammenhang stellt sich zusätzlich die Frage, ob sich das Sammeln von finanziellen Mitteln (Fundraising) kommunikativ dazu eignet, auch die Verbesserung der Umstände, der Lebenssituation oder der politischen Stimmung in Bezug auf die jeweiligen betroffenen Personenkreise zu beeinflussen. Leistet die Nonprofit-Werbung dazu einen substanziellen Beitrag oder müssen diese Aufgaben im Rahmen der Advocacy (Interessensvertretung) durch andere Instrumente der Kommunikationspolitik, wie Public Relations, Public Affairs, Lobbying, abgedeckt werden?

Einleitend werden hier die zentralen Merkmale des Spendenmarkts Schweiz aufgeführt. Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang die

Spendenmotive. Was löst bei den Spenderinnen und Spendern den Impuls aus, die Organisation finanziell oder auch ideell zu unterstützen?

In einem zweiten Teil wird beispielhaft der Werbeauftritt von vier Organisationen untersucht und eine Bewertung im Sinne der oben aufgeführten Aspekte vorgenommen. Es liegt in der Natur der Sache, dass tendenziell eher grössere Organisationen die entsprechenden Mittel aufbringen können, um mit einer ernst zu nehmenden Werbepräsenz aufzuwarten, auch wenn es sich gerade bei diesen Organisationen zu einem beachtlichen Teil oft um kostenlos geschaltete – sprich gespendete – Füllerinserate oder Fernsehspots handelt. Daher sei hier darauf hingewiesen, dass es sich nicht um eine repräsentative, alle Organisationen umfassende Betrachtung handelt, sondern die im Schweizer Werbemarkt aktivsten Player mit dem grössten sogenannten Werbedruck untersucht werden.

Der Dritte Sektor in der Schweiz

Um die Relevanz respektive das Gewicht und die Verantwortung der Organisationen im Behindertenbereich zu illustrieren, wird an dieser Stelle kurz das Marktsystem oder genauer gesagt der (volks-)wirtschaftliche Kontext aufgezeigt. Zentral darin ist der Begriff des Dritten Sektors. Die Organisationen des Dritten Sektors kümmern sich um Themen, die «business and government are either not doing, not doing well, or not doing often enough» (Levitt, 1973, 49). Der Dritte Sektor übernimmt damit also Aufgaben, die von der Wirtschaft (Erster Sektor) und vom Staat (Zweiter Sektor) nicht oder nicht ausreichend erledigt werden. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von Staats- respektive Marktversagen (vgl. Helmig et al., 2010).¹

Der Dritte Sektor umfasst damit sämtliche in der jeweiligen Volkswirtschaft tätigen NPO. Gemäss Manfred Bruhn definiert sich eine NPO dabei wie folgt:

Eine Nonprofit-Organisation ist eine nach rechtlichen Prinzipien gegründete Institution (privat, halb-staatlich, öffentlich), die durch ein Mindestmass an formaler Selbstverwaltung, Entscheidungsautonomie und Freiwilligkeit gekennzeichnet ist und deren Organisationszweck primär in der Leistungserstellung im nicht-kommerziellen Sektor liegt. (Bruhn, 2005, 33)

Der Begriff NGO (*non-governmental organisation*) wird dabei fälschlicherweise oft synonym verwendet. Zwar sind NGO auch dem Dritten Sektor

¹ Nicht zu verwechseln ist der Dritte Sektor im Übrigen mit der volkswirtschaftlichen Bezeichnung Tertiärer Sektor, welche neben der Landwirtschaft (Primärer Sektor) und der Industrie (Sekundärer Sektor) die von privaten Unternehmen oder dem Staat erbrachten Dienstleistungen meint.

zuzurechnen, umschreiben aber, respektive konkretisieren «aus Privatinitiative herausgewachsene NPO, die sich intensiv – ausserhalb der Parteien – in die Politik von Staaten und internationalen Organisationen (zum Beispiel UNO) einmischen» (Schwarz et al., 1999, 20). Der Unterschied zu NPO mag banal erscheinen, ist aber für das Selbstverständnis und die der jeweiligen Organisation (unter anderem im Bereich Umweltschutz oder Menschenrechte) zugrundeliegende Werthaltung respektive Identitätsstiftung durchaus relevant.

Versuche, die wirtschaftliche Bedeutung des Dritten Sektors zu beziffern, erweisen sich als schwierig. Es gibt für den Gesamtmarkt keine Statistik, insbesondere auch darum, weil sich bereits bei der Einschränkung respektive Abgrenzung die Frage stellt, welche Art oder Form von Organisationen mit welchem Zweck, Trägerschaft et cetera zu erfassen sind. Die Schweizer Länderstudie im Rahmen des Johns Hopkins Comparative Nonprofit Sector Project (CNP) (vgl. Helmig et al., 2010), ein internationales Forschungsprojekt für den Nonprofit-Sektor, geht von 90 000 NPO in der Schweiz aus. Darin enthalten sind allerdings auch Sportvereine, Parteien, Wirtschafts- und Berufsverbände.

Über einzelne, isolierbare Bereiche lassen sich konkretere Angaben machen. So rechnet die Studie «Nicht gewinnorientierte Organisationen im Bereich der sozialen Sicherheit» (Bundesamt für Statistik, 2013) mit 1400 NPO in der Schweiz im Bereich der sozialen Sicherheit. Organisationen im Behindertenbereich werden in dieser Studie der sogenannten Funktion Invalidität zugeordnet, welche mit einem Anteil von 14% rund 200 Organisationen ausmachen. Dabei handelt es sich im Übrigen nur um diejenigen, die ihre Leistungen mehrheitlich kostenlos zur Verfügung stellen. Sämtliche Service-Public-Organisationen mit Leistungen im Bereich Wohnen, Pflege oder ähnliches sind dabei nicht berücksichtigt.

Interessant ist, dass auch sämtliche Studien zum Spendenmarkt Schweiz keine Angaben zur Anzahl der im Markt aktiven respektive Spenden sammelnden Organisationen an sich machen, sondern lediglich auf die Spendenden fokussieren. Schweizweit kann aber sicher von mehreren Hundert Organisationen ausgegangen werden, die im weitesten Sinne im Bereich Behinderung Dienstleistungen anbieten und in der Folge auch Spenden sammeln. Dabei kann es sich um eine ausschliessliche Finanzierung über Spenden oder lediglich um die Deckung von – im Verhältnis zum Gesamtbudget geringeren – Finanzierungslücken im Rahmen von Projekten oder nicht vollumfänglich kostendeckenden Dienstleistungen handeln.

Der Spendenmarkt Schweiz

Der Spendenmarkt Schweiz setzt sich aus allen in der Schweiz getätigten Spenden von Privaten, Firmen und Organisationen zusammen. Die genannten Schlüsselzahlen bezüglich Spendenvolumen, Spende pro Haushalt et cetera gehen je nach Quelle stark auseinander – Hauptgrund dafür ist die Einrechnung oder Schätzung respektive das bewusste Ausklammern des Wertes von geleisteter Freiwilligenarbeit und Firmenspenden in den einzelnen Erhebungen. Die von der Gesellschaft für Sozialforschung (GFS) von 1997 bis 2014 jährlich durchgeführte repräsentative Bevölkerungsbefragung Spendenmonitor liefert wichtige Grundlageninformationen zum Spendenmarkt (vgl. Gesellschaft für Sozialforschung, 2013). Die nachfolgenden Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2013.

Das geschätzte Gesamtspendenvolumen in der Schweiz (ohne Firmenspenden, Zuwendungen von Stiftungen, Legate oder Freiwilligenarbeit) beläuft sich auf 936 Millionen Franken. Der Spendenmarkt gilt schon seit fast Jahrzehnten als gesättigt. So hat sich das Gesamtvolumen seit Anfang der systematischen, regelmässigen Messung nur geringfügig, oder durch tiefgreifende Katastrophen ausgelöst, verändert (zum Beispiel Sammlungen der Glückskette wie 2001 für Gondo oder 2005 für die Tsunami-Opfer in Asien). Die Spendensumme pro Haushalt und Jahr beläuft sich auf 488 Franken, bei einem Anteil an spendenden Haushalten von 68%. Die klassische Schweizer Spenderin charakterisiert sich dadurch, dass sie eben weiblich ist und tendenziell gesetzteren Alters, einen hohen Bildungsgrad hat, und dementsprechend auch über ein hohes Haushaltseinkommen verfügt. Politisch favorisiert sie die Mitte, die Linke und, mit der stärksten Ausprägung, die Grüne Partei (vgl. Wagner und Beccarelli, 2008).

Was den Spendenzweck betrifft, nennen 27% der Spendenden das Thema Behinderte, nach Kinder (33%), Krankheitsbekämpfung (41%) und Katastrophenhilfe Inland (36%). Der Prozentsatz der Behinderte favorisierenden Spendenden demonstriert mit einem Anteil von doch rund einem Drittel die Beliebtheit des Themas. Die Rangfolge der Spendengründe führt mit 69% Sache und Hilfswerk überzeugt an, gefolgt von Solidarität mit anderen (61%), bin vielleicht selber mal froh (36%), aus Mitleid (27%). Die Zahlen des Deutschen Spendenmonitors (vgl. Infratest, 2011) zeichnen übrigens ein ähnliches Bild, mit Behindertenhilfe auf Platz drei (25%) nach Sofort-/Nothilfe (31%) und Kinder-/Jugendhilfe (27%).

Was die Art der Kontaktaufnahme betrifft (Liste nicht vollständig) nennen 66% Infomaterial im Briefkasten, 46% Verwandte/Freunde/Bekannte, 32% Stand-/Strassenaktion, 15% Aufruf TV, 10% Plakate, 7% Aufruf Print.

Wenn man davon ausgeht, dass tatsächlich rund 30% der Spendenden Geld für das Thema Behinderte geben, würde dies angesichts des Gesamtspendenvolumens von rund einer Milliarde Schweizer Franken bedeuten, dass der Behindertenbereich mit einem dreistelligen Millionenbetrag aus Spendengeldern (ohne die Berücksichtigung von Legaten oder Firmenspenden, wie bereits erwähnt) finanziert wird. Angesichts dieser Zahlen erstaunt es nicht, dass der Spendenmarkt hart umkämpft ist, und der Wettbewerb (verstanden als Gesamtheit der Massnahmen aller Marktteilnehmenden in einem spezifischen Markt) in den letzten Jahren professioneller, intensiver und bis zu einem gewissen Grad auch aggressiver ausgetragen wird.

Exemplarische Werbeauftritte von Organisationen im Behindertenbereich

Im Folgenden sollen nun vier der Hauptakteure in der Schweiz bezüglich Werbung im Behindertenbereich näher untersucht werden. Dabei handelt es sich um die Schweizerische Zentralstelle für das Blindenwesen, die Schweizer Paraplegiker-Stiftung, die Stiftung Cerebral und die Pro Infirmis. Eine Rangliste liefert die Werbedruckstatistik der Media Focus Schweiz GmbH (unveröffentlicht). Werbedruck gibt die Stärke an, mit der Werbung auf die Zielgruppe einwirkt. Im vorliegenden Fall wird der Werbedruck in Schweizer Franken gemessen und ist ein Total der sogenannten Schalt- oder Insertionskosten für Fernsehspots, Plakate und Inserate exklusive allfälliger Rabatte, jedoch inklusive Gratisschaltungen. Der grundlegende Gedanke hinter dem letztlich künstlichen Konstrukt des Werbedrucks ist der, dass die Kontaktwahrscheinlichkeit, die sogenannte *opportunity to see*, umso grösser ist, je öfter und breiter eine Anzeige oder ein TV-Spot geschaltet wird. Es liegt auf der Hand, dass eine Anzeige, die in zwanzig Tageszeitungen geschaltet wird, öfter gesehen wird als eine Anzeige, die lediglich in einer Fachzeitschrift erscheint. Selbstverständlich kann die Statistik von Jahr zu Jahr stark schwanken, in Abhängigkeit davon, ob eine Organisation im untersuchten Zeitraum überhaupt eine Werbekampagne fährt, eventuell auch zeitgleich zu allfälligen Abstimmungskämpfen.²

In der Werbedruckstatistik bezüglich Schweizer NPO für 2013 belegt die Schweizerische Zentralstelle für das Blindenwesen mit einem Werbedruck von rund 3,2 Millionen Franken den ersten Rang (gefolgt von Helvetas und dem Schweizerischen Roten Kreuz). Die Schweizer Paraplegiker-Stiftung liegt mit 2,8 Millionen auf dem vierten Rang, die Stiftung Cerebral mit 1,4 Millionen

2 In Erinnerung bleibt in diesem Zusammenhang die Kampagne von Pro Infirmis aus dem Jahr 2009 mit dem Slogan «Wir lassen uns nicht behindern» für ein Ja zur IV-Zusatzfinanzierung.

auf Rang 20, und Pro Infirmis mit rund 500 000 Franken auf dem 41. Rang. Ebenfalls unter den Top 40 befinden sich die Christoffel Blindenmission und Procap. Der Anteil von Organisationen aus dem Behindertenbereich hinsichtlich des stärksten Werbedrucks liegt also bei über 12%. Doch wie bereits weiter oben angedeutet, ist der Werbedruck ein eher technischer Messwert. Interessanter im Rahmen dieser Ausführungen ist die Konsequenz, die sich daraus ergibt, nämlich, dass die Behindertenorganisationen eine mehr als ansehnliche Werbepräsenz aufweisen. Diese Präsenz schafft erst die Voraussetzung, dass die Organisationen ihre Themen, Bilder und Botschaften zu den Zielgruppen transportieren können und etwas davon bei den Empfängerinnen und Empfängern auch hängen bleibt. Ohne diese Präsenz sind die Inhalte sekundär oder quasi fast inexistent.

Die Instrumente der NPO-Werbung

Ein zentrales Instrument im Werbemix von NPO ist der Spendenbrief (Mailing), mit welchem hierzulande die häufigsten und mengenmässig meisten Kontakte generiert werden. Die gesamten Werbeaufwände in der Schweiz verteilen sich im Groben auf die folgenden Werbeträger: 38% Presse, 26% Direktwerbung, also adressierte oder unadressierte Werbesendungen, 18% Fernsehen, 13% Aussenwerbung (Plakatwerbung analog und digital, Verkehrsmittelwerbung, Neonwerbung) und 4% Radio (vgl. Stiftung Werbestatistik Schweiz, 2014). Im NPO-Bereich dürfte der Anteil von Direktwerbung jedoch um einiges höher sein. Insbesondere darum, weil sich vor allem kleinere Organisationen mit sehr bescheidenen Kommunikations- respektive Werbebudgets andere, sehr viel kostenintensivere Massnahmen, wie zum Beispiel Plakatwerbung, erstens gar nicht leisten können und zweitens diese Massnahmen nicht mit einem unmittelbaren Response-Element verbunden werden können, wie zum Beispiel einem Einzahlungsschein. Nur die finanzkräftigsten Organisationen können sich einen reinen oder zumindest flankierenden Image-Auftritt leisten, ohne die Zielsetzung zu verfolgen, wenigstens einen kleinen Teil an Spenden aus der entsprechenden Kampagne zu generieren. Die oben erwähnten Organisationen Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen, die Schweizer Paraplegiker-Stiftung, Pro Infirmis und die Stiftung Cerebral setzen neben den Mailings in ihrer Kommunikationsstrategie auch auf andere Instrumente wie TV-Spots, Plakate und Inserate – dadurch ergibt sich der vorher besprochene starke Werbedruck. Zusätzlich dazu ist auch die Reichweite ausschlaggebend, also der Anteil der Zielgruppe, der durch ein Werbemittel erreicht werden kann.

Die Schweizer Paraplegiker-Stiftung weist beispielsweise rund 1,8 Millionen Mitglieder aus – nicht zuletzt, weil diese Mitgliedschaft eine versicherungsähnliche Gegenleistung beinhaltet, und zwar in Form eines Unterstützungsbeitrags von CHF 200 000 im Falle einer unfallbedingten Querschnittlähmung. Angesichts einer Wohnbevölkerung von rund 8 Millionen Menschen in 3,4 Millionen Haushalten ist dies eine eindruckliche Zahl. Dies bedeutet auch, dass die Paraplegiker-Stiftung mehr als ein Drittel aller Schweizer Briefkästen respektive Haushalte mindestens einmal jährlich mit einem Mailing in Form eines Aufrufs zur Erneuerung der Mitgliedschaft erreicht. Zusammen mit den Mailings an sogenannte Fremdadressen zur Generierung von neuen Mitgliedern erhält praktisch jeder Schweizer Haushalt einmal im Jahr Post von der Paraplegiker-Stiftung.

Der Vorteil von Mailings ist, dass die Empfängerinnen und Empfänger im Unterschied zu anderen Werbemitteln sehr direkt und persönlich angesprochen werden. Ein Brief hat nach wie vor eine unmittelbarere Qualität als andere Instrumente der Werbung und bietet durch sogenannte Response-Elemente, wie zum Beispiel Einzahlungsscheine, Rückantwortkarten und so weiter, zudem die Möglichkeit zur Interaktion (ein Umstand, der durch Online-Massnahmen auch geleistet werden könnte, aber angesichts des Profils der Zielgruppe [noch] nicht relevant ist).

Die Art des Auftritts – die Bildwelt

Um es gleich vorweg zu nehmen: Der Grossteil der Nonprofit- respektive Spenden-Werbung im Behindertenbereich prägt kein neues oder anderes Bild von Menschen mit Behinderungen, sondern bedient lediglich tradierte Erwartungen. Dies liegt in erster Linie daran, dass die meisten Auftritte mit einer vertrauten Bildsprache verbunden sind und die vermittelten Bilder denjenigen entsprechen, die man einerseits bereits aus den Medien oder aus den alltäglichen direkten Begegnungen (ob aktiv oder passiv) mit Menschen mit Behinderungen kennt. Sprich, es werden haufenweise Alltagssituationen abgebildet, wie zum Beispiel querschnittgelähmte Menschen im Rollstuhl, Menschen mit einer Sehbehinderung beim Überqueren der Strasse – geführt von einem Blindenhund – Szenen, in denen Kinder oder Jugendliche mit Trisomie 21 herzlich umarmt werden und so weiter.

Wirklichkeitsnähe ist gerade im Fundraising absolut entscheidend, um einen Spendenimpuls auszulösen; sobald die abgebildeten Szenen fiktiv oder unrealistisch wirken, fühlen sich die potenziellen Spendenden nicht mehr zum Handeln bewegt. Spendende wollen die Realität ändern, also wollen sie auch die Realität sehen. Wenn zuerst noch ein grosser Aufwand an Übersetzungs-

arbeit geleistet werden muss, ist die Anstrengung für alle Beteiligten schlicht zu gross. Fairerweise muss hier erwähnt werden, dass die Verwendung dieser tradierten Bilder, der bekannten Bildsprache, das unveränderte Aufzeigen von Altbekanntem nicht aus Faulheit der für die Kommunikation Verantwortlichen geschieht, sondern weil dies erfolgreich ist oder zumindest in der überblickbaren Vergangenheit erfolgreich war.

Die drei Grundgesetze im Fundraising heissen testen, testen, testen. Beim Fundraising, insbesondere im Direct Marketing, ist der Erfolg bereits kurzfristig messbar, durch – wie bereits erwähnt – die Verwendung von Response-Elementen. Aufgrund von Durchschnittsspendenbeträgen und des sogenannten Rücklaufes, also der Reaktionen, in Prozent zur versandten Auflage, können sämtliche Elemente eines Mailings getestet werden. Die Fragestellungen reichen hier von banalen Details, wie der Farbe der Unterschrift, bis zum Stand und zur Grösse der den Text unterstützenden Fotos. Dadurch weiss die Fundraiserin oder der Fundraiser, bei welchem Thema welche Bilder den grössten Erfolg versprechen – dies mit dem klaren Vorteil, dass so keine Spendengelder in ineffektive Werbung investiert werden, sondern auch wirklich in die jeweiligen zu unterstützenden Projekte fliessen. Professionelle Fundraiserinnen und Fundraiser haben einen grossen Erfahrungsschatz in Bezug darauf, was in der Werbung für karitative Organisationen funktioniert; auch – ob uns das passt oder nicht – was die gewählten Bilder betrifft: fotogene, schöne Menschen, vor allem Kinder, Mädchen, Frauen.

Das Alltägliche des Auftritts ist neben den Erfahrungswerten oft jedoch auch eine direkte Folge von knappen Kommunikationsbudgets der Organisationen. Aus Kostengründen wird meist auf bestehendes Bildmaterial von sogenannten Bildagenturen zurückgegriffen. Diese Bilder werden unabhängig vom Zweck oder von der Zielsetzung der jeweiligen Organisationen, welche die Bilder dann in ihrer Kommunikation einsetzen, produziert, mit dem bekannten Effekt, dass teilweise dieselben Bilder von unterschiedlichen Organisationen (auch ausserhalb der Nonprofit-Welt) verwendet werden. NPO gelangen so kaum zu einer eigenständigen Bildsprache und Erkennbarkeit und bewirken ganz im Gegenteil, dass ihre – meist ja durchaus relevanten Themen und Aussagen – ungewollt verwässert und banalisiert werden.

Einen ähnlichen Effekt hat die Verwendung von selbst produzierten Fotos ohne die Einbindung eines professionellen Fotografen oder einer Fotografin. Dabei müssen die Bilder nicht künstlerisch wertvoll sein, aber – und dies ist wohl der zentrale Anspruch erfolgreicher, sprich nachhaltiger Werbung neben der Darstellung eines zu ändernden oder angestrebten Zustandes – eine hoffentlich überraschende Geschichte erzählen, die emotionalisieren kann. Rein dokumentarischen oder illustrativen Bildern liegt kaum eine Ästhetisierung oder Komposition zugrunde, so dass diese eigentlich nur eine thematische

Orientierung ermöglichen. In einem Mailing muss dies nicht an sich negativ sein – letztlich ist die Verweildauer mit dem Werbeträger nach Öffnen des Briefumschlags höher als beim zufälligen Sehkontakt mit einem Plakat. Wer in klassischen Werbemedien, wie Inseraten, TV-Spots oder Plakatkampagnen, auffallen und seine subjektive Sicht etablieren, eventuell sogar ein abstrakteres, schwierig zu vermittelndes Thema lancieren möchte, muss dies mit einem Werbeauftritt tun, der durch die Inszenierung ein positives emotionales Erlebnis bietet. Ansonsten ist der Beachtungswert sehr gering, denn niemand wartet auf Werbung. Im Gegenteil: Werbung ist ein ungebetener Gast, der die Sympathie erst gewinnen muss, um in den Dialog mit den Betrachtenden treten zu können. Wenn die Werbung nicht positiv zu überraschen vermag, wird sie es schwer haben, sich in der Fülle der täglichen Informationen durchzusetzen und eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Schlechte oder durchschnittliche Werbung wird im besten Fall ignoriert, im schlechtesten Fall hinterlässt sie einen negativen Eindruck. Denken wir daran, dass auch künstlerische Bereiche, wie Film oder Theater, von der Inszenierung leben – hier interessiert nicht die Darstellung der Realität. Es muss eine Show geboten werden, um die Betrachtenden zu stimulieren.

In diesem Sinne wirken die von den Organisationen vorgegebenen Zielsetzungen in vielen Fällen bereits innovations- oder entwicklungshemmend. Entgegen der Grundforderung «Keep it simple and stupid» (die sogenannte KISS-Formel) werden in den Briefings für Werbeagenturen eifrig Ziele aufgelistet, die für sich alleine sicher sinnvoll wären, in der Kombination aber einerseits die Aufmerksamkeitsspanne der Rezipientinnen und Rezipienten restlos überfordern, und andererseits – zumindest teilweise – zu regelrechten Zielkonflikten führen. Eine Werbebotschaft darf oder soll durchaus aus einer Hauptbotschaft (Was muss gesagt werden, damit das Produkt, die Dienstleistung oder die Marke sofort erkennbar ist?) und einer Nebenbotschaft (Was ist sonst noch wichtig?) bestehen (vgl. Aerni et al., 2012, 147), aber mehrere Haupt- oder Nebenbotschaften gleichzeitig sind nicht zielführend. Gerade in der Kommunikation für Organisationen im Behindertenbereich trifft man immer wieder auf Beispiele – vor allem bei Plakaten und daraus abgeleiteten Inseraten – in denen mit einer Kampagne gleichzeitig ein Positionierungsziel verfolgt wird, Spenden gesammelt werden sollen, vermeintlich wichtige Informationen vermittelt werden und dann auch noch die Forderung nach Inklusion einen zentralen Stellenwert erhalten soll. Dabei handelt es sich bei den Plakaten oder Inseraten primär um flankierende Massnahmen, die die Spendenbereitschaft fördern und den Rücklauf von zeitlich parallel versandten Mailings erhöhen sollen. Durch das Fehlen eines direkt verwendbaren Response-Elementes können durch diese Werbeträger unmittelbar eigentlich nur Positionierungs- und Imageziele erreicht werden. Trotzdem werden verbreitet zusätzlich Forderun-

gen – wie oben erwähnt unter anderem nach Spenden oder, sehr verbreitet, der Aufruf zur Inklusion – integriert.

Beispiele aus der Praxis

Die erste Kampagne, die hier vorgestellt wird, stammt von der Stiftung Cerebral aus dem Jahr 2014. Das erste Inserate- oder Plakate-Sujet zeigt zwei Kinder. Das Mädchen – vermutlich cerebral gelähmt – sitzt in einem Rollstuhl. Hinter ihr steht ein Knabe, der vor dem Hintergrund eines makellos blauen Himmels einen Drachen steigen lässt. Den unteren Bildbereich – also den Hintergrund der beiden Kinder – bildet eine diaphane weisse Wolken- oder Nebelbank; die Vermutung, dass hier die Bildkomposition mit Positiv-/Negativ-Zuweisungen aus der Farbsymbolik aufgeladen wurde, ist zwar naheliegend, aber letztlich natürlich auch hochgradig spekulativ. Die Headline lautet: «Ihre Spende macht Marlènes Leben leichter». In einem abgesetzten Kästchen sind die Spendendetails aufgeführt. Ein zweites Sujet aus einer früheren Kampagne zeigt einen See mit Bootssteg. Auf dem See schwimmt ein kleines Ruderboot mit zwei angelnden Knaben darin, die dem Betrachter oder der Betrachterin den Rücken zugekehrt halten. Ein dritter Knabe sitzt in seinem Rollstuhl auf dem Bootssteg und schaut zum Fischerboot hinüber. Die Headline hier lautet: «Spenden Sie, damit Pascal dabei sein kann.» Die Kernbotschaft beider Sujets respektive Kampagnen ist kongruent mit der prägnanten Headline: In erster Linie sollen Spenden generiert respektive die Spendenbereitschaft bei einem späteren Kontakt mit einem Response-Element – zum Beispiel als Bestandteil eines parallel versandten Mailings – erhöht werden. Offensichtlich ist auch die Forderung nach Inklusion durch die Darstellung der cerebral gelähmten Kinder als hilfsbedürftig und ausgeschlossen. Wie bereits oben erwähnt, verzichtet die traditionelle Spendenwerbung auf überraschende Inszenierungen und zeigt Vertrautes oder zumindest nicht Unvertrautes. Der Vollständigkeit halber muss an dieser Stelle noch erwähnt werden, dass beim TV-Spot zum Drachenfliegen-Sujet das Mädchen im Rollstuhl am Ende des Spots vor Freude lacht und die ganze Grundstimmung überhaupt sehr viel positiver ist als beim Plakat/Inserat. Die Kernbotschaft bleibt aber die gleiche und ist schlichtweg banal. Rezipientinnen und Rezipienten der Werbung von NPO wissen zudem, dass sie grundsätzlich zum Spenden aufgerufen sind, darauf muss nicht in einer Headline speziell verwiesen werden.

Fraglos hat die traditionelle Werbung bei den herkömmlichen Dialoggruppen jahrzehntelang gut funktioniert. Um aber eine jüngere, modernere potenzielle Spenderschaft zu erreichen und sie vor allem auch möglichst langfristig an eine Institution binden zu können, braucht es prinzipiell ein Umdenken und

eine andere Herangehensweise. Und hier sind wir bei einem zweiten Ansatz der Werbung von karitativen Organisationen. Es gibt eine Minderheit, die – oft auch in intensiver Zusammenarbeit mit einer auf Fundraising spezialisierten Werbeagentur – andere Wege geht, die bereit ist, neue Ansätze zu wagen und den Fokus auf die Emotionalisierung, das Geschichtenerzählen und überraschende Momente legt.

Ein erstes Beispiel hierfür ist die Schweizer Paraplegiker-Stiftung. Die Imagekampagne «Ein Leben lang», die seit 2012 läuft, arbeitet mit Fotos von Menschen respektive der (meist oberen) Rückenpartie und einem Halbportrait von hinten. Auf dem Rücken sind das Datum und die Art des Unfalls, der zur Querschnittlähmung geführt hat, tätowiert: «Velospur, 23. April 1998, Randstein erwischt», «Apfelbaum, 3. September 1994, Ast war morsch», «Belchentunnel, 19.5.2004, am Autoradio gefummelt» oder «Verzasca, Köpfler geübt, 2. August 2011». Neben dem Logo steht der Claim (das Versprechen): «Wir begleiten Querschnittgelähmte. Ein Leben lang.» Alle Sujets (bei den genannten handelt es sich um eine Auswahl) erzählen die Geschichte des Schicksalsschlags in verdichteter, inszenierter Form. Durch das Aufzeigen des Einzelschicksals wird die Geschichte emotional, denn eine durch Zahlen und Fakten abstrahierte Querschnittlähmung kann keine Emotionen hervorrufen. Die Forderung nach Inklusion wird nonverbal und ästhetisiert über das Bild formuliert. Bild und Text sollen eine Identifikationsfläche bilden: Wenn sich ein nichtbehinderter Mensch mit dem behinderten Menschen identifiziert, hat die Inklusion – zumindest auf emotionaler Ebene – bereits stattgefunden. Diese hier dargestellte Bildwelt orientiert sich an der Wellness- und Mode-Werbung. Auch hier wird versucht, eine Identifikation mit Hilfe von Vorbildern zu erreichen. Den Betrachterinnen und Betrachtern der Paraplegiker-Kampagne dürfte mehrheitlich klar sein, dass es sich bei den abgebildeten Menschen um Models handelt. Im Kern steht aber, und dies belegen repräsentative Befragungen zur Werbewirkung dieser Kampagne (unveröffentlicht), dass sie Sympathie für die Organisation und Empathie für die Betroffenen erzeugt. So beurteilen zum Beispiel rund vier von fünf Befragten diesen Werbeauftritt als unverwechselbar, glaubwürdig und einfach verständlich. Die Markenwahrnehmung wird sogar von 90% der Betrachtenden als sehr sympathisch oder eher sympathisch bezeichnet.

Das zweite Beispiel beschreibt eine Kampagne, die in den letzten Jahren aufgefallen ist, nämlich diejenige der Pro Infirmis. Auch hier gibt es zahlreiche Sujets, die unter der Headline «Wir lassen uns nicht behindern» Menschen mit den diversesten körperlichen oder kognitiven Beeinträchtigungen zeigen. Zum Beispiel «Erwin Aljukic, Schauspieler», der Glasknochen hat, und durch die deutsche Seifenoper Marienhof bekannt geworden ist, posiert in Rockerpose mit Lederhose und Nietenhemd. «Christina Heer, Studentin», körperbehindert

durch ein deformiertes Bein, präsentiert sich (geschminkt und auffällig frisiert) in einer blauen Lederjacke und einem schwarzen Slip. «Oliver Bösch, Tontechniker» hat vor seinem nackten Oberkörper die handlosen Arme verschränkt. Die Bilder respektive die Körpersprache und der Gesichtsausdruck der portraitierten Menschen greifen die Headline auf: Sie lassen sich nicht behindern und transportieren ein grosses Mass an Mut und Selbstbewusstsein und teilweise sogar eine gewisse (positive) Renitenz, wenn es darum geht, ihr Recht einzufordern. Auch diese Sujets lehnen an eine Bildwelt an, die man aus Mode-, Lifestyle- oder People-Magazinen kennt. Die Menschen mit Behinderungen sind nicht so dargestellt, wie man ihnen normalerweise im Alltag begegnet. Und genau diese Ästhetisierung sowie die offensichtliche Darstellung der Behinderung sind ein Tabubruch und führen letztlich dazu, dass der Mensch und nicht die Behinderung im Zentrum steht.

Beim dritten Beispiel handelt es sich um einen TV-Spot, der vom Schweizer Zentralverein für das Blindenwesen produziert worden ist: Ein Mann wäscht sich nach dem Toilettenbesuch die Hände und legt dabei seinen Ehering auf das Lavabo. Als er den Wasserhahn zudreht, wischt er mit dem Ärmel seines Jacketts den Ring zu Boden, der mit einem metallenen Geräusch aufspringt und wegrollt. Der Mann schaut sich erfolglos nach seinem Ring um. Ein weiterer Toilettenbesucher, der sich gerade die Hände trocknet, hat ihm den Rücken zugekehrt und beginnt dem Ring-Suchenden Anweisungen zu geben: «Entschuldigung? Etwas weiter nach rechts. Jetzt etwas näher zu mir. Stopp, noch circa drei Schritte.» Der Mann findet den Ring und bedankt sich. Der Helfer, der eine dunkle Sonnenbrille trägt, dreht sich um. Während er seinen zusammenklappbaren Blindenstock entfaltet antwortet er: «Keine Ursache.» Und dieselbe Stimme ergänzt aus dem Off: «Wir Blinden helfen gerne, wenn wir können. Bitte helfen Sie uns auch.» Diese Kampagne überspitzt den Inklusionsgedanken, indem er Menschen mit Behinderungen als die helfende Kraft darstellt und damit die klassische Rollenverteilung umdreht. Die Umsetzung für Printmedien – vor allem Inserate – ist analog: Blinde geben einfache Tipps zu Nase, Ohren, Tastsinn. Ein Sujet zeigt eine Löwenzahnblüte, deren unzähligen Flugschirme vom Wind weggeblasen werden, mit der Headline: «Wenn der Wind mir kräftig um die Ohren bläst, fühle ich mich so richtig lebendig. Vielleicht verhilft er auch Ihnen zu neuer Lebensenergie.» Die Legende dazu lautet: «Ein Tipp von Susi P., taubblind.» Ein weiteres Sujet ist ein simples Waldhorn mit der Headline: «Fühlen Sie sich einsam? Die beiden Mittelsätze aus Tschaikowskys Vierter Sinfonie spenden Trost. Probieren Sie's aus.» Auch hier mit einer entsprechenden Legende: «Ein Tipp von Elisabeth L., blind.» Diese Kampagne inszeniert blinde Menschen als inspirierende und auf ihrem Gebiet kompetente Gesprächspartnerinnen und -partner. Die vielfältigen Tipps wer-

den in sämtlichen Kommunikationsmitteln genutzt und gewinnen durch die Wiederholung an Glaubwürdigkeit.

Fazit aus der Gegenüberstellung der Ansätze

Der Unterschied der drei letztgenannten Kampagnen, zum Beispiel der Stiftung Cerebral, liegt auf der Hand. In der traditionellen Spendenwerbung werden Menschen mit Behinderungen als hilflose Opfer dargestellt, die eigentlich nur dank tatkräftiger (und vor allem finanzieller) Unterstützung ein menschenwürdiges Dasein fristen. In Ansätzen der neueren Spendenwerbung stehen selbstbestimmte und selbstbewusste Menschen im Zentrum, die ihre Rechte aktiv einfordern und sich vor allem auch darum bemühen, dass nicht auf ihre Behinderung, sondern auf sie als Mensch der Blick gerichtet wird.

Wenn die Botschaften und die dazugehörigen Bilder jedoch zu stark überspitzt werden und die oben beschriebene Ästhetisierung zum Selbstzweck ohne Realitätsbezug führt, leidet zwangsläufig die Glaubwürdigkeit. Fatal wäre auch eine Umdeutung in dem Sinne, dass es cool ist, eine Beeinträchtigung zu haben und man so tut, als wäre es um jeden Preis erstrebenswert, querschnittgelähmt oder kognitiv beeinträchtigt zu sein. Irritation, Humor und Ungewohntes sollten in der Kommunikation von NPO, wo es im Kern um ernsthafte Themen geht, noch reflektierter und zurückhaltender eingesetzt werden als in der kommerziellen Werbung. Es geht also auch in der Spendenwerbung immer darum, das richtige Mass zu finden, eben das Richtige richtig zu tun.

Schlussbemerkungen

Auf die eingangs gestellte Frage, wie die Werbeauftritte von Organisationen im Behindertenbereich Menschen mit Behinderungen darstellen und inwiefern sie das Bild dieser Menschen in der Öffentlichkeit zu prägen vermögen, lässt sich eine auf den ersten Blick widersprüchliche Aussage machen.

Auf der einen Seite präsentiert sich der weitaus grösste Teil der im Markt aktiven NPO (auch ausserhalb des Behindertenbereichs) diesbezüglich sehr traditionell. Sprich Text und Bildsprache sind wenig überraschend, erzählen keine Geschichten, vermögen nicht zu emotionalisieren und funktionieren vor allem über einen gewissen Wiedererkennungseffekt des bereits Vertrauten. Im Zentrum steht oft ein Spendenaufruf mit einer ebenfalls oft sehr schwa-

chen Reason Why³. Die dargestellten Menschen mit Behinderungen werden hilflos und oft isoliert dargestellt. Inklusion findet höchstens in Form einer verbalen Forderung statt. Am gängigen, tradierten Bild der Menschen mit Behinderungen ändert diese Art der Werbung nichts. Auf der anderen Seite steht eine Minderheit an Organisationen, oft die grössten im Markt, die sich einen entsprechend professionellen, von einer Agentur (mit-)entwickelten und begleiteten Auftritt auch finanziell leisten können. Diese stellen Menschen mit Behinderungen selbstbewusst als Teil unserer Gesellschaft dar, erzählen Geschichten, die emotionalisieren, und greifen damit auch das Thema Inklusion sehr geschickt auf. Hier wird durchaus ein Bild geprägt, das sich stark vom Altbekannten abhebt.

Aufgrund der obigen Ausführungen zu schliessen, dass allein eine genügend grosse Finanzkraft einer Organisation zu inspirierter und kreativer Werbung führt, wäre jedoch falsch, denn dagegen sprechen genügend Beispiele, gerade auch aus der kommerziellen Welt. Manchmal braucht es lediglich einen Perspektivenwechsel, eine gewisse Neugierde für die eigene Organisation und den darin aktiven Menschen (Mitarbeitende, Klientinnen und Klienten), um Geschichten aufzuspüren und verborgene Persönlichkeiten herauszuschälen.

Was diese Betrachtungen jedoch auch zeigen, ist, dass sich Werbung mit den Schwerpunkten Positionierung, Image oder Verkaufen nur bedingt dazu eignet, politische Botschaften zu transportieren, dafür sollten vielmehr mehrere Kommunikationskanäle genutzt werden. Die Schweizer Paraplegiker-Stiftung ist hierfür ein gutes Beispiel: Die Plakate/Inserate haben das Thema Inklusion lanciert, der Aufruf zum Spenden findet dann aber über das Mailing statt.

Grundlage jeder guten Kommunikation ist der Entscheid, welches Informationsbedürfnis von welcher Zielgruppe über welchen Kanal am effizientesten und effektivsten erreicht werden kann. Dabei zeichnet sich ab, dass kurz- bis mittelfristig auch kleinere NPO neue Wege in der Kommunikation, insbesondere auch in der Spendenwerbung beschreiten werden müssen und dadurch der heute bestehende Graben zwischen den kleineren, diesbezüglich traditionelleren NPO und grossen, hier weitaus innovativeren NPO kleiner werden wird. Dabei muss immer auch berücksichtigt werden, dass die bestehende und potenzielle Spenderschaft respektive die Dienstleistungsbezügerinnen und -bezüger der einzelnen Organisationen mit der Spendenwerbung weder vergrault noch überfordert werden. Doch es ist davon auszugehen, dass auch bei diesen Zielgruppen sich über die Zeit die Sehgewohnheiten und die damit verbundenen Erwartungen an Werbung verändern – dies gespiesen durch die innovativen, positiven Beispiele. Werbung muss intelligent sein, unterhalten,

3 Das Argument in der Werbung, ein Produkt oder eine Dienstleistung zu kaufen beziehungsweise eine Spende zu tätigen.

Geschichten erzählen und emotionalisieren, um einen gewünschten Impuls oder eine gewünschte Reaktion auszulösen. Andernfalls bleiben die Botschaften stereotyp und eindimensional und tragen wenig dazu bei, dass Menschen mit Behinderungen in unserer Gesellschaft nicht weiterhin stigmatisiert und marginalisiert werden.

Literatur

- Aerni, Markus, Manfred Bruhn und Clarisse Pifko (2012). *Integrierte Kommunikation: Grundlagen mit zahlreichen Beispielen, Repetitionsfragen mit Antworten und Glossar*. Zürich: Compendio Bildungsmedien AG.
- Bruhn, Manfred (2005). *Marketing für Nonprofit-Organisationen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bundesamt für Statistik (2013). *Nicht gewinnorientierte Organisationen im Bereich der sozialen Sicherheit*. Neuchâtel.
- Gesellschaft für Sozialforschung (2013). Spendenmonitor 2013. <http://gfs-zh.ch/wp-content/uploads/2015/02/Spendenmonitor-13.pdf> (Zugriff: 17.04.2015).
- Helmig, Bernd, Hans Lichtsteiner und Markus Gmür (2010). *Der Dritte Sektor der Schweiz. Länderstudie zum Johns Hopkins Comparative Nonprofit Sector Project (CNP)*. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Infratest (2011). Deutscher Spendenmonitor. http://www.tns-infratest.com/presse/pdf/Presse/TNS_Infratest_Deutscher_Spendenmonitor_2011.pdf (Zugriff: 01.05.2015).
- Levitt, Theodore (1973). *The Third Sector – New Tactics for a Responsible Society*. New York: Amacom.
- Schwarz, Peter, Robert Purtschert, Charles Giroud und Reinbert Schauer (1999). *Das Freiburger Management-Modell für Nonprofit-Organisationen*. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Wagner, Ruth und Claudio Beccarelli (2008). *Studie Spendenmarkt. one marketing services*. Zürich.

Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3
in Peterhof/Russland, Juli 2005

Die Lehrerin Xenia Savina (27) besucht Ilja. Ilja ist 21 Jahre alt und sieht aus wie ein fünfjähriger Junge. In der letzten Nacht wäre Ilja wegen einer nicht auskurierten Lungenentzündung und eines Herzfehlers fast gestorben. Ilja ist auf dem Entwicklungsstand eines Säuglings, zeigt autoaggressives Verhalten und ist blind. Es ist ein Wunder, dass Ilja die russischen Kinderheime überlebt hat. Offenbar hat er überall Menschen gefunden, die ihn unterstützt haben.

Wir sind Menschen! Fotos von Menschen mit Behinderungen in der Öffentlichkeitsarbeit diverser Institutionen

Peter Dammann¹

Einleitung

Seit über 25 Jahren fotografiere ich für soziale und kulturelle Institutionen sowie Nichtregierungsorganisationen (NGO), nicht nur in der Schweiz, sondern auch in vielen Ländern Europas, in Afrika, in Asien und in Lateinamerika. Meine fotografische Arbeit hat dabei verschiedene Funktionen, wie beispielsweise die Skandalisierung der passiven Euthanasie in der rumänischen Psychiatrie, die Spendensuche für NGO, die Ermöglichung von Fotoausstellungen oder die Dokumentation der Arbeit von Institutionen für die Nachwelt.

Menschen mit Behinderungen menschlich zu fotografieren, ist mir dabei immer ein grosses Anliegen und stellt daher auch einen wichtigen Teil meiner fotografischen Arbeit dar. Denn Menschen mit Behinderungen in den Medien und im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit nicht zu zeigen und demzufolge auch nicht zu fotografieren, bedeutet eine zusätzliche Ausgrenzung und fördert zudem eine mediale Realität, die – im Sinne einer Zensur – nur geschönte Teilrealitäten abbilden will. So bin ich auch überzeugt, dass es für Institutionen, die mit Menschen mit Behinderungen arbeiten, eine zentrale Aufgabe sein muss, der Ausgrenzung und Stigmatisierung ihrer Klientinnen und Klienten proaktiv zu begegnen – auch durch Bilder. Denn Fotografie ist ein hervorragendes Instrument, um aufzuzeigen, dass sich Menschen mit Behinderungen nicht von denjenigen ohne Behinderungen unterscheiden: Denn wir alle haben Bedürfnisse, Emotionen, Wünsche, Hoffnungen und Träume. Und wenn man Menschen mit Behinderungen fotografiert, weil man sie eben zeigen will, drängt sich immer wieder die Frage auf, ob diese letztlich nicht gar den humaneren Teil der Menschheit darstellen.

Im Folgenden möchte ich anhand von Beispielen meiner Arbeit in verschiedenen Institutionen in Russland, Rumänien sowie der Schweiz diesen

1 Peter Dammann hat diesen Beitrag anfangs 2015 in einer Erstfassung geschrieben. Er wurde nach seinem Tod im Mai 2015 von der Herausgeberin/dem Herausgeber in Rücksprache mit Gabriele Schärer, seiner Frau, überarbeitet.

positiven Funktionen der Fotografie nachgehen.² Dabei möchte ich dies nicht auf einer theoretischen Ebene tun, sondern anhand von konkreten Geschichten meine Erfahrungen teilen und diese so anschaulich und nachvollziehbar wie möglich nacherzählen.

Dokumentieren von Lebensbedingungen

Meine erste intensive Begegnung mit Menschen mit Behinderungen hatte ich im Haus Nummer vier des Kinderheims von Pawlowsk in der Nähe von St. Petersburg, nachdem mich eine Freundin, die den Hilfsverein «Perspektiven e.V.»³ gegründet hatte, gebeten hatte, Fotos für die Öffentlichkeitsarbeit des Vereins zu produzieren. Die Verhältnisse im Kinderheim erschütterten mich, wohl wissend, dass diese für Institutionen für Menschen mit Behinderungen in Russland völlig normal waren. In diesem Haus war mehr als ein Viertel der insgesamt 500 Kinder zwischen vier und 17 Jahren untergebracht, die alle schwerste geistige und körperliche Mehrfachbehinderungen hatten. In den vier liegenden Gruppen des Hauses wurden die Kinder auf gummibezogenen Matratzen in den Betten gehalten, nur versorgt durch eine einzige unausgebildete Rentnerin, eine der sogenannten Sanitarkas, die für 50 Franken im Monat hier arbeiteten. Die motorischen, sensorischen und emotionalen Bedürfnisse dieser Kinder wurden völlig vernachlässigt. So starben auch 1995 in der liegenden Gruppe Nummer 32 vier von insgesamt 15 Kindern.

In dieser Gruppe 32 lag auch ein ängstliches Mädchen in ihrem Bett: Sie war so dünn, dass sie durchsichtig zu sein schien; ihre Augen waren schwarze Höhlen in einem bleichen Gesicht. Nelja war klein wie eine Dreijährige, dabei war sie schon im Dezember fünf Jahre alt geworden. Sie konnte nicht alleine essen, sich nicht anziehen, nicht laufen und kein Wort sprechen. Von der kleinen Nelja hiess es, sie sei autistisch. Als eine Krankentherapeutin des Vereins «Perspektiven» die vermeintliche Autistin in ein neues Spielzimmer mitnahm, fand Nelja bereits nach einer Stunde intensiver Beschäftigung richtig Spass am Ballspiel. Ein russischer Arzt, der das mitbekam, meinte dazu nur lakonisch: «Nelja ist ein Wunderkind.» Doch Nelja – wie auch viele andere Kinder in der Gruppe 32 nach ihr – waren keine Wunderkinder, sie brauchten einfach nur die nötige Unterstützung und Betreuung, um sich entwickeln zu können.

Die aufgrund meines Besuchs entstandenen Fotos von Nelja, aber auch die diese begleitenden Texte über die unmenschlichen Bedingungen in die-

2 Eine Auswahl Peter Dammanns Fotografien zum Thema Behinderung befindet sich in diesem Buch jeweils nach beziehungsweise vor einem Beitrag.

3 Für weitere Informationen zu diesem Verein siehe: www.perspektiven-verein.de.

sem Kinderheim – und im Nachgang dazu auch die Berichte über die durch die Unterstützung möglich gewordenen positiven Veränderungen – wurden vielfach in Zeitungen und Magazinen, aber auch auf der Website des Vereins «Perspektiven» publiziert (vgl. dazu auch Dammann und Marginter, 1997). Insgesamt konnten dadurch weit über 100 000 Schweizer Franken gesammelt werden; Geld, das in die Verbesserung der Verhältnisse im Heim investiert wurde, wodurch vielen Kindern eine gerechtere Chance auf eine ihnen angepasste Förderung und Entwicklung ermöglicht werden konnte.

Dieses Beispiel zeigt eindrücklich auf, dass Dokumentationen über unmenschliche Lebensbedingungen Spendende aufrütteln und zu einer Spendenaktion animieren können. Doch neben dem positiven Effekt in Bezug auf das Spendenaufkommen können solche Dokumentationen ebenso helfen, (politischen) Druck aufzubauen, um notwendige, auch nachhaltige Veränderungen seitens der öffentlichen Hand einzuleiten.

Zeitzeugen der Entwicklung

Nachdem Mitarbeitende des Vereins «Perspektiven» feststellen mussten, dass die älteren Kinder, mit denen sie teilweise über Jahre hinweg zusammengearbeitet hatten, mit 17 oder 18 Jahren aus dem Kinderheim regelrecht aus ihrem Blickfeld verschwanden, begannen sie damit, diese bei ihrem Auszug zu begleiten.

Dina, die nur aufgrund von spastischen Krämpfen in Pawlowsk eine russische Kinderheimkarriere erleiden musste, war die erste Bewohnerin, die bei ihrem Auszug durch den Verein «Perspektiven» begleitet wurde. Nicht weit entfernt von der ehemaligen Sommerresidenz des Zaren an der Ostsee wurde Dina in das Psycho-Neurologische Internat in Peterhof bei Sankt Petersburg verlegt. Da später mit dem Internat ausgehandelt werden konnte, dass der Verein auch die jungen Menschen in Peterhof unterstützen darf, setzte ich dort meine fotografische Arbeit fort. Dabei ging es diesmal nicht nur um die Institution Peterhof selbst, sondern vielmehr darum, das gesamte russische System der Psycho-Neurologischen Internate ins Zentrum zu stellen, lebten doch allein um Sankt Petersburg herum mehr als 10 000 Menschen in solchen Anstalten, was uns – die Autorin der «Neuen Zürcher Zeitung» (NZZ) Brigitte Hürlimann und mich – zu eigentlichen Zeitzeugen einer generellen Entwicklung in Russland machte.

Hürlimann beschreibt sehr eindrücklich in der in Peterhof entstandenen und in der NZZ am 21. Juli 2001 erschienen Reportage über «Die zwölf Frauen aus dem Zimmer fünf» – unter anderem lebte hier auch Dina – deren Sicht auf ihr Leben in der Institution als «Überlebende», als Kinder, von denen sich die Eltern nach der Geburt «losgesagt» hatten:

Wer wir sind: Wir sind zwölf Frauen, zwischen 18 und 48 Jahre alt, und wir leben im Zimmer fünf, in einem Heim in Peterhof, das ist rund dreissig Kilometer von St. Petersburg entfernt. Am Finnischen Meerbusen. In Russland. Eigentlich ganz in der Nähe der Sommerresidenz von Peter dem Grossen und seinen Zarennachfolgern, mit diesem berühmten Park und den grandiosen Fontänen. Ein russisches Versailles, sagt man. Das alles haben wir noch nie gesehen. Unser Zuhause nennt man offiziell Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3. Andere sprechen auch einfach von Peterhof, wiederum andere von Müllschlucker oder Abfalleimer – Abfalleimer der Gesellschaft. Hier landet, wer sonst nirgends einen Platz findet. Als medizinisch nicht behandelbar gilt, nicht gebraucht wird, nicht gewollt ist, schon seit der Entbindung. Den meisten von uns zwölf ist das passiert: Die Eltern haben sich von uns losgesagt. Sie haben beispielsweise direkt nach unserer Geburt folgende Erklärung aufgesetzt und unterschrieben: «Im Zusammenhang damit, dass bei uns ein krankes Kind geboren wurde, bitten wir Sie, das Kind auf Lebzeiten in eine staatliche Anstalt zu bringen.» Solche Kinder sind wir. Und wir zwölf haben überlebt. Wir haben das Säuglingsheim und das Kinderheim überlebt. Das ist eine Leistung und gelingt vielen nicht, von denen man sich losgesagt hat. Wir haben zugeschaut, im Säuglings- und im Kinderheim, wie sie gestorben sind. In den benachbarten Betten. Wie sie noch stiller und weisser wurden, ausgeatmet haben, zwei Stunden lang tot liegen blieben, dann in eine Windel gewickelt und in den Keller gebracht wurden, weil es dort am kühnsten ist. Wir jedoch haben überlebt. Bisher. Denn auch hier, in Peterhof, im PNI 3, wohin man mit 18 kommt, weil man nicht länger im Kinderheim bleiben darf, wird gestorben. Viele sterben kurz nach der erneuten Umpflanzung. Ein Schock zuviel. Sie ertragen es nicht mehr. (Dammann und Hürlimann, 2001)

Nicht nur in Pawlowsk, sondern auch in Peterhof leisteten die jungen Freiwilligen aus Deutschland und Russland sowie der Verein «Perspektiven» Grossartiges, so zum Beispiel, indem sie den trostlosen Alltag mit Kunstateliers, Theatergruppen oder Sommercamps erhellten. Und auch hier durfte ich unglaubliche Entwicklungen der dort lebenden Menschen fotografisch begleiten. Die daraus entstandenen Bilder wurden anschliessend nicht nur publiziert (Dammann et al., 2005), sondern auch in der Galerie «Borey» in Sankt Petersburg ausgestellt. Die Ausstellungseröffnung war ein unglaublich toller Anlass; viele der Bewohnerinnen und Bewohner aus Peterhof durften daran teilhaben und deren Reise in die Galerie mitten in die Sankt Petersburger Innenstadt demonstrierte auf eindrückliche Art und Weise die Präsenz von Menschen, die bisher immer versteckt und aus dem öffentlichen Raum ferngehalten worden waren.

Die Fotos aus Peterhof, aber auch aus Pawlowsk übernahmen somit nicht nur die Funktion, Spenden zu generieren und über das Leben in diesen Institu-

tionen zu berichten, sondern dokumentierten gleichermassen eine ganze Ära im Umgang mit Menschen mit Behinderungen in Russland, und zwar von den 1990er-Jahren bis Anfang dieses Jahrtausends. Somit werden die Fotos zu Zeitzeugen von Entwicklung und Niedergang, von Menschenrechtsverletzungen und dem Kampf für Menschenrechte.

Durch den wiederholten Besuch derselben Institutionen werden Fotos zudem zu Zeitzeugen individueller Entwicklungen und zu Porträts der fotografierten Menschen selbst. Ausdruck davon ist beispielsweise der mir gegenüber geäußerte Wunsch einer Bewohnerin – als ich das letzte Mal im Psycho-Neurologischen Internat in Peterhof war – ihr einige ihrer früheren Bilder mitzubringen, derjenigen Bilder, die sie noch als «jung und schön» abbildeten. Auf diese und andere Weise habe ich Hunderte von Fotos in Heime, Internate und Anstalten getragen. Alle diese Bilder liegen jetzt unter Matratzen, kleben in Alben der Bewohnerinnen und Bewohner oder sind in Kartons tief vergraben und sind so meine unsichtbaren Ausstellungen über Zeitzeugen der Entwicklung.

Skandalisierung von Misständen

Durch unsere Arbeit in Sankt Petersburg wurden Mitarbeitende des Ravensburger Vereins «Beclean e.V.» auf uns aufmerksam und baten uns, auch ihre Arbeit zu dokumentieren, und zwar in rumänischen Psychiatrien. Die Mitarbeitenden des Psychiatrischen Landeskrankenhauses «Weissenau» in Süddeutschland bekamen nämlich Anfang der 1990er-Jahre eine Anfrage einer Psychiaterin aus Rumänien, die sich nach fachlichem Beistand in Form eines Elektroschockgeräts erkundigte. Daraufhin entsandte das Landeskrankenhaus eine Delegation nach Rumänien, um sich selbst vor Ort ein Bild von den dort herrschenden katastrophalen Zuständen zu machen. In der Folge entwickelte sich eine jahrelange Unterstützungsarbeit durch deutsche Psychiatriefachleute – ohne Elektroschockgeräte.

Im Jahre 2003 wurde dabei eine psychiatrische Anstalt im Dorf Borşa bei Cluj entdeckt: In einem halb verfallenen Schloss lebten hier 220 Patientinnen und Patienten, ein Schattenreich der Psychiatrie, wie dieser auch in Westeuropa noch vor rund 100 Jahren existierte. Von diesen Menschen starben jedes Jahr rund 10% – der Schluss lag nahe, dass hier eine Form der passiven Euthanasie betrieben wurde.

Der Verein «Beclean e.V.» gab uns in der Folge einen Auftrag für eine Reportage mit Fotos und Text über Borşa, mit dem Ziel, den Skandal der passiven Euthanasie an die Öffentlichkeit zu bringen. Am 22. März 2003 erschien in der NZZ die überaus erfolgreiche Reportage mit dem Titel «Der Fluch der Baronin» (Dammann und Hürlimann, 2003). Dieses Beispiel zeigt schön auf,

dass die Macht der Bilder gerade im sozialen Bereich oft masslos unterschätzt wird. Denn diese Reportage erschien auch in Magazinen in Deutschland und mit den Fotos wurde zudem noch eine Wanderausstellung organisiert, die in psychiatrischen Kliniken und Zentren in ganz Süddeutschland gezeigt wurde. In der Folge verdoppelte sich innerhalb weniger Monate das Spendeneinkommen des Vereins «Beclean e.V.», was es möglich machte, neue Mitarbeitende zu rekrutieren und die gesteckten hohen Ziele in Bezug auf die Beseitigung dieser Missstände plötzlich als realistisch erscheinen zu lassen. Doch trotz des grossen Einsatzes des Vereins dauerte es weitere zehn Jahre, bis die Verhältnisse vor Ort wirklich verändert werden konnten.

Geschichtsschreibung und Erinnerungsarbeit

Erst 2014 erschien das Buch «Zeitenwende, Dokumente eines psychiatrischen Unterstützungsprojekts in Rumänien» (Beclean e.V. et al., 2014), das die Arbeit der letzten 25 Jahre der Vereins «Beclean» in Borşa dokumentiert, insbesondere auch die unzähligen kleinen Schritte auf dem Weg der notwendigen strukturellen Veränderungen. Die Verbesserungen waren wirklich eindrücklich, wie auch ich feststellen konnte als ich in Borşa zehn Jahre später wieder fotografieren durfte. Das Buch hatte dabei nicht nur zum Ziel, sich der grossartigen Entwicklung sozusagen zu erinnern, sondern diese auch geschichtlich aufzuarbeiten. Eine wichtige Grundlage für diese Geschichtsschreibung boten unter anderem auch die 2002 und 2003 aufgenommenen Fotos. Der Verein «Beclean e.V.» hat hier vorbildliche Arbeit geleistet, denn leider schreiben nur wenige soziale Institutionen ihre eigene Geschichte auf. Meist eindrückliche Entwicklungen im Laufe der Zeit werden für andere in der Folge kaum mehr nachvollziehbar, oft fehlen zudem brauchbare Bilder für eine solche Geschichtsschreibung.

Der Chefarzt der Universitären Psychiatrischen Dienste im Kanton Bern (UPD) hatte damals den Artikel über die psychiatrische Anstalt in Borşa in der NZZ gesehen, worauf er mich bat, ihm eine CD mit den Bildern zukommen zu lassen. So begann auch hier eine intensive Zusammenarbeit. Über den Zeitraum von sechs Monaten konnte ich an einer Dokumentation über die Arbeit der UPD arbeiten. In allen Abteilungen (Akutpsychiatrie, Gerontoabteilung, Tageskliniken, Werkstätten) durfte ich anschliessend eine Auswahl meiner Bilder vorstellen, was zu spannenden Diskussionen mit den Mitarbeitenden führte.

Nicht alle Bilder konnten dann auch in der Ausstellung im Hauptgebäude und in dem dazu gehörenden Katalog «Impressionen aus der heutigen Psychiatrie» (Guggisberg et al., 2005) gezeigt werden. Fotos, die ich beispielsweise von Zwangsmedikationen aufgenommen hatte, lagern heute im Archiv der UPD. Doch in 50 Jahren könnten Interessierte aus der Praxis, aber auch aus der

Wissenschaft diese Bilder für die Geschichtsschreibung und Erinnerungsarbeit nutzen und bildlich erfahren, wie das Leben anfangs 2007 in der UPD aussah. Diese fotografische Arbeit war jedoch nur möglich, weil die UPD insbesondere auch mit ihrem Psychiatriemuseum eine lange Tradition im Sammeln solcher Dokumente hat und um deren Bedeutung für die Nachwelt weiss.

Das Erstellen von Fotodokumentationen trägt also zur Geschichtsschreibung und Erinnerungsarbeit massgeblich bei und hilft somit späteren Generationen zu vermitteln, wie eine Institution beispielsweise für Menschen mit Behinderungen in einer bestimmten Zeit gearbeitet hat.

Emotionen und Identifikation

Bilder haben eine grosse emotionale Wirkung, sie berühren die Betrachtenden direkt und unmittelbar, mehr als dies Worte je tun könnten. In der Öffentlichkeitsarbeit können die Bilder über deren Arbeit nicht nur die Haltung einer Institution vermitteln, sie können auch Sichtweisen verändern. Im Behindertenbereich wird das oft tabuisierte und negative Bild von Klientinnen und Klienten in der Öffentlichkeit korrigiert. Die porträtierte Institution öffnet sich, stellt ihre Haltung zur Diskussion, entscheidet sich für eine bestimmte Bildsprache und bietet der Entstehung der Fotos den notwendigen Raum.

In der Stiftung Arkadis in Olten⁴ wurde dieser Weg gewählt. Ich erhielt den Auftrag, Fotos für die Website, Publikationen und Printmittel zu produzieren. Dabei war es ausdrücklich der Wunsch, Fotos zur Verfügung zu haben, die die Arbeit der Stiftung erklären, ohne dass wortreiche Beschreibungen dazu nötig wären. Gerade auch im Internet, wo grosse Textmengen meist gar nicht gelesen werden, sind gute Bilder noch wichtiger als in den Printmedien.

Ob in der Physiotherapie für Kleinkinder, ob in der Mütterberatung oder in den Wohngruppen von Menschen mit Behinderungen, überall unterstützen die Mitarbeitenden der Stiftung Arkadis ihre Klientinnen und Klienten darin, einen möglichst hohen Grad an Selbstständigkeit zu erreichen, indem sie diese die gerade angesagten Tätigkeiten selber verrichten lassen. Das Erreichen dieses Ziels kann manchmal sehr lange dauern und verlangt viel Geduld von allen Beteiligten. Der Weg dahin lässt sich fotografisch sehr gut festhalten, was wiederum dazu beiträgt, dass auch nicht in der Stiftung Arkadis arbeitende Personen oder nicht Betroffene leichter erkennen können, was es bedeutet, mit einer Behinderung, mit einer Beeinträchtigung welcher Art auch immer zu leben, und wie steinig, aber auch voller schöner Überraschungen und Erfolge dieser Weg sein kann.

4 Für Informationen zur Stiftung Arkadis siehe: www.arkadis.ch.

Als ich bei der Stiftung Arkadis die Mitarbeitenden mit ihren Klientinnen und Klienten fotografierte, wurde mir erneut bewusst, wie intensiv diese oft über viele Jahre gewachsenen emotionalen Beziehungen sind, ganz ähnlich in der Art und Weise, wie ich das auch in Georgien bei den Geigen- und Klavierlehrerinnen mit ihren Schülerinnen erlebt hatte. Wie bei der Stiftung Arkadis schlug auch in diesen Beziehungen das Herz jeder Musikschule, jedes Konservatoriums. Und wenn es gelingt, mit genügend zur Verfügung stehender Zeit, hoher Konzentration und vor allem auch gegenseitigem Vertrauen diese Emotionen in Bildern einzufangen, dann erzählen diese etwas über das Wesen einer Institution und bieten so – aufgrund einer allen verständlichen, universellen Sprache – die Basis für eine positive Identifikation.

Der Einsatz sowohl in Online- wie auch in Offline-Medien von Fotos mit Menschen mit Behinderungen kann somit zu einer Stärkung der Identifikation mit der Institution beitragen und zwar sowohl für die Aussenwelt als auch für die Mitarbeitenden und Klientinnen und Klienten. Denn die Bilder legen nicht nur Zeugnis ab über interaktive Augenblicke im institutionellen Alltag, sondern stellen gleichzeitig eine Reflexion der Zusammenarbeit dar, heute und in Zukunft.

Literatur

- Beclean e.V. Ravensburg, Paul-Otto Schmidt Michel und Hans-Peter Elsässer-Gaissmaier (Hrsg.) (2014). *Zeitenwende: Dokumente eines psychiatrischen Unterstützungsprojekts in Rumänien*. Zwiefalten: Psychiatrie und Geschichte.
- Dammann, Peter und Brigitte Hürlimann (2001). Die zwölf Frauen aus dem Zimmer fünf, *Neue Zürcher Zeitung*, 21.07.2001.
- Dammann, Peter und Brigitte Hürlimann (2003). Der Fluch der Baronin, *Neue Zürcher Zeitung*, 22.03.2003.
- Dammann, Peter, Maria Marginter und Elena Schiffers (2005). *Hinter dem Palast steht noch ein Haus, Peterhof in Russland*. Hamburg: Dölling und Galitz.
- Dammann, Peter und Maria Marginter (1997). *Und Andrej hat weinen gelernt, Pawlowsk in Russland*. Hamburg: Dölling und Galitz.
- Guggisberg, Bruno, Werner Strik, Ulrich von Allmen und Peter Dammann (Hrsg.) (2005). *Impressionen aus der heutigen Psychiatrie: Bilder – Aufgenommen in den Universitären Psychiatrischen Diensten Bern (UPD)*. Bern: EditionSolo.

Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3
in Peterhof/Russland, Juli 2005

Der blinde Mischa lebt auf der fünften
Station im fünften Stock. Jeden Tag
spielt er – zur Freude seiner Mitpatien-
tinnen und Mitpatienten – im Treppen-
haus auf dem Akkordeon.

Behinderung im Film: Behinderte Menschen braucht es – in Haupt- und Nebenrollen

Alex Oberholzer

Einleitung

Der Film «Intouchables – Ziemlich beste Freunde» hat Scharen von Zuschauerinnen und Zuschauer in die Kinos gelockt, in der Schweiz haben fast 1,5 Millionen Menschen den Film gesehen. Somit war er der erfolgreichste Film des Jahres 2012 und der zweiterfolgreichste aller Zeiten, hinter «Titanic» und vor dem letzten James-Bond-Abenteuer «Skyfall». Weltweit hat «Intouchables» fast eine halbe Milliarde US-Dollar eingespielt. Damit ist das Thema Behinderung in das Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gerückt. In Amerika wird bereits an einem Remake gearbeitet, diesmal spielt der britische Schauspieler Colin Firth die Hauptrolle des körperbehinderten, im Rollstuhl sitzenden Mannes.

Intouchables – Ziemlich beste Freunde (2011)

Regie: Eric Toledano und Olivier Nakache.

Die Story klingt verrückt, beruht aber auf einer wahren Begebenheit: Ein schwarzer Sozialhilfeempfänger aus einem Pariser Problemviertel bewirbt sich bei Phillippe um die Stelle eines Assistenten, bekommt sie – und bringt das Leben des schwerbehinderten Aristokraten ganz schön in Schwung. Die beiden rasen im schwarzen Maserati durch Paris, rauchen Marihuana und lassen sich von zwei Prostituierten die Ohrläppchen massieren. Ein Film, der einem ans Herz geht, wegen seines Witzes, seiner Lebensfreude und seines verwegenen Charmes.

Sowohl im kommerziellen als auch im alternativen Kino spielen Menschen mit Behinderung eine immer wichtigere Rolle, was allen zugutekommt, den behinderten Menschen ebenso wie dem Publikum. Denn behinderte Menschen und ihre Situation werden dadurch in der Öffentlichkeit sichtbarer und das Publikum wird mit dem Thema Behinderung in einer freiwillig gewählten, angenehmen Umgebung einer Filmvorführung und nicht in einem entfremdeten Spital oder Rehabilitationszentrum konfrontiert.

In diesem Beitrag wird folgenden Fragen nachgegangen: Wie wird Behinderung im Film aus historischer und aktueller Perspektive thematisiert? Welches sind dabei die Merkmale für besonders gute beziehungsweise besonders schlechte Filme über Behinderung? Zudem werden zur Illustration die bekanntesten Filme über Behinderung in Kasten kurz vorgestellt und kommentiert.

Behindertenrollen im Film

Bei Schauspielerinnen und Schauspieler sind Behindertenrollen rundum beliebt, ja, sie streiten sich in Hollywood gar darum. Was im realen Leben als Schicksalsschlag empfunden wird, gilt in der Traumfabrik als Glücksfall. Denn als behinderte Person kann sich eine Schauspielerin oder ein Schauspieler profilieren und in die Herzen des Publikums hineinspielen. Häufig gibt es oben drauf noch einen Oscar, wie die Dramen «My Left Foot – Mein linker Fuss» oder «Forrest Gump» beweisen.

Leonardo DiCaprios Performance im Drama «What's Eating Gilbert Grape – Gilbert Grape: Irgendwo in Iowa» erschütterte mich derart, dass ich überzeugt davon war, dass er die Behinderung nicht nur spielt, sondern, dass er wirklich behindert ist. Erst meine unmittelbar anschliessenden Recherchen widerlegten meine Annahme. Der Film legte somit auch nicht grundlos das Fundament für den heutigen Weltstar.

Warum also liebt ausgerechnet Hollywood behinderte Menschen? Die Frage ist natürlich falsch gestellt. Hollywood liebt nicht Menschen mit Behinderungen, doch Hollywood hat ein exzellentes Sensorium für interessante Geschichten und dramatische Schicksale, wovon behinderte Menschen einiges zu bieten haben.

Bezeichnend für das paradoxe Verhältnis zwischen den Schauspielerinnen beziehungsweise den Schauspielern und den behinderten Figuren, welche sie darzustellen haben, ist das Beispiel von Christopher Reeve. In der Rolle als Superman wurde Christopher Reeve zum Weltstar und dann erlitt er, der Weltstar und Superman, auf dem Höhepunkt seiner Karriere einen Reitunfall. Reeve war von einem Moment auf den andern vollständig gelähmt. Hollywood drehte mit ihm ein Remake vom Thriller «Rear Window – Das Fenster zum Hof», in welchem ein immobiler, weil behinderter Detektiv von seinem Fenster aus im Nachbarhaus einen Mord beobachtet. Trotz des Superstars in der Hauptrolle war der Film ein totaler Flop. Behinderte im Film sind zwar erwünscht, doch nach dem Dreh sollen sie sich, bitte sehr, wieder normal benehmen.

Ginge es tatsächlich um behinderte Menschen selbst und nicht nur um deren Schicksale, dann könnten Figuren, welche behindert sind, auch von behinderten Darstellerinnen und Darstellern gespielt werden, was aber prak-

tisch nie geschieht. Die wenigen Ausnahmen, wie Emmanuelle Laborit in «Stille Liebe» oder «Jenseits der Stille» und Marlee Matlin in «Children of a Lesser God – Gottes vergessene Kinder», bestätigen hier nur die Regel.

Besonders deutlich zeigt sich das, wenn reale Biografien von einem Schauspieler interpretiert werden, obwohl das reale Vorbild noch lebt. Hätte im Film «My Left Foot» nicht Daniel Day-Lewis den behinderten Christy Brown gespielt, sondern dieser sich selber, hätte der Film nie den Erfolg gehabt, den er schliesslich hatte.

Das breite Kinopublikum, und dafür werden Hollywoodfilme letztlich produziert, will nämlich nicht Christy Brown selber sabbern sehen und glücken hören. Tut dies aber ein Star, dann jubelt ihm das Publikum zu und Jurys zeichnen ihn aus, worüber das aktuelle Beispiel «Intouchables» eindrücklich Zeugnis ablegt. Der Riesenrenner basiert auf einer wahren Geschichte, wobei die Personen, welche die Geschichte erlebt haben, alle noch leben. Gespielt wird die Geschichte dann aber von nichtbehinderten Schauspielern. Die behinderte Person selbst, die die Geschichte real erlebt und auch aufgeschrieben hat, erhält lediglich einen winzigen Auftritt im Abspann.

Immer wieder steht die Frage im Raum, ob nichtbehinderte Schauspielerinnen und Schauspieler Menschen mit Behinderungen überhaupt verkörpern dürfen. Aus meiner Sicht ist das durchaus legitim, denn es ist der Sache dienlicher, wenn der durch einen Star verfremdete Christy Brown sein Schicksal in «My Left Foot – mein linker Fuss» einem Millionenpublikum präsentieren und es so mit einem Behindertenthema konfrontieren kann, als wenn dieser Film – zwar in einer realen, lebensnahen Version – nur in Archiven verstauben oder höchstens einem erweiterten Freundeskreis respektive einem Fachpublikum vorgestellt würde.

So machen eben all die Stars, selbst in schlechten Filmen und schlechten Rollen, immer auch Werbung für die Anliegen von Menschen mit Behinderungen und tragen damit zur Bewusstseinsweiterung bei, auch wenn diese Filme oft von Mitleid triefen und von Klischees nur so strotzen. Doch das gehört eben alles auch zum Kino, ob es sich um Filme über Schwule, über Frauen oder über die Liebe handelt. Und letztlich fängt Diskriminierung immer dort an, wo man als Thema schlicht nicht mehr vorkommt.

Behindertenschicksale im Film

Menschen mit Behinderungen sind ideal, um Emotionen zu verstärken und in bestimmte Richtungen zu lenken, was das Kino schon früh entdeckte. Schon 1931 nutzte Charlie Chaplin den Effekt mit dem blinden Blumenmädchen in «Limelight – Lichter der Grossstadt», das sich in den Tramp, Chaplins bekann-

A Beautiful Mind – Genie und Wahnsinn (2001)

Regie: Ron Howard

Inspiziert von der Lebensgeschichte des Nobelpreisträgers John Forbes Nash Jr. spielt Oscar-Preisträger Russell Crowe den genialen Mathematiker, der mit 21 Jahren eine bis heute gültige Wahrscheinlichkeitstheorie aufstellte, dann aber an einer paranoiden Schizophrenie erkrankte. Ein ebenso rührendes wie ergreifendes Drama, angesiedelt zwischen Genie und Wahnsinn, ausgezeichnet mit vier Oscars.

teste Rolle, verliebt. Erst die Blindheit macht ihre Liebe zum Landstreicher Charlie wahrhaftig, denn der Umstand, dass das Blumenmädchen Chaplin nicht sehen kann impliziert geradezu, dass ihre Zuneigung aus allertiefster Überzeugung kommen muss. Das geht ans Herz der Zuschauerinnen und Zuschauer, die die Blindheit des Mädchens ja sehen – insofern handelt es sich hier auch um einen raffinierten dramaturgischen Effekt. Das Genie Chaplin erfand damit ein Modell, das sich in späteren Jahren vor allem im Thriller immer wieder bestens bewähren sollte. Audrey Hepburn etwa zieht die Zuschauerinnen und Zuschauer 1967 als Blinde in «Wait Until Dark – Warte, bis es dunkel ist» durch ihre Behinderung ohne Umweg sofort *über die Leinwand* und mitten hinein in ihre Beeinträchtigung, wenn ihr Mörder in ihrer Wohnung erscheint.

Was alle behinderten Figuren im Film gemeinsam haben, ist ihre Fähigkeit, über sich hinauszuwachsen, sei es als Blinde («Wait Until Dark»), als Gehörlose («Jenseits der Stille»), als Autistinnen oder Autisten («Rain Man»), als Kleinkwüchsige («The Station Agent») oder als kognitiv Beeinträchtigte («What's Eating Gilbert Grape»).

Zudem leisten alle Aussergewöhnliches, etwas, wozu Menschen ohne Behinderungen gar nicht fähig wären. Sie sind wahnsinnig genial als Mathematik-Genie («A Beautiful Mind – Genie und Wahnsinn»), befreien den Indianer von der Knechtschaft («One Flew Over the Cuckoo's Nest – Einer flog über das Kuckucksnest») oder öffnen dem Gefühllosen die Augen über seine zwischenmenschliche Beschränktheit («Le huitième jour – Am achten Tag»).

Der Film-Behinderte wächst über sich hinaus und stemmt sich erfolgreich trotz vermeintlicher Defizite gegen alle auftauchenden Widerstände, welche auch Menschen ohne Behinderungen bedrücken – und beseitigt diese. Aus vermeintlichen Defiziten erwachsen Kräfte, von denen Menschen ohne Behinderungen nur träumen. Ob das gut respektive moralisch wertvoll ist, bleibe hier dahingestellt, denn das muss auch im jeweiligen Einzelfall beurteilt wer-

Forrest Gump (1994)

Regie: Robert Zemeckis

«Forrest Gump» war ein absoluter Kinorennner, der mit sechs Oscars veredelt worden ist. Tom Hanks spielt dabei Forrest Gump, den sympathischen Kerl, der – geistig leicht behindert – mit einer stupenden Naivität gesegnet ist. Er sitzt auf einer Bank an einer Bushaltestelle und erzählt aus seinem Leben. Weil er keine Konventionen und Gefahren kennt, tappst er mit grossem Herz und unerschütterlicher Zuversicht in jedes erdenkliche Abenteuer. Er wird Kriegsheld, Footballstar und Liebhaber, er schüttelt Präsidentenhände, erfindet nebenbei den Apfel von Macintosh und so weiter und so fort. Ein lebenswerter Tollpatsch auf der Reise durch das moderne Amerika. Ein wunderschöner Film, der rührt, nachdenklich stimmt und von diesem feinen Humor getragen ist, der einen alles etwas klarer sehen lässt.

What's Eating Gilbert Grape – Gilbert Grape: Irgendwo in Iowa (1993)

Regie: Lasse Hallström

Dort, wo der amerikanischen Mittelwesten besonders flach und langweilig ist, kümmert sich Gilbert (Johnny Depp) selbstlos um den geistig behinderten Bruder Arnie (Leonardo DiCaprio) und die fettsüchtige Mutter. Erst als Becky (Juliette Lewis) auftaucht, entdeckt der Junge sein Recht auf Glück. Ein Sprudelbad der Gefühle, traurig, witzig, rührend, mal voll schriller Ironie, dann wieder sensibel und ernst. Exzellent besetzt – DiCaprios frühe Glanzleistung wurde für einen Oscar nominiert.

Stille Liebe (2001)

Regie: Christoph Schaub

Dass sich eine Nonne in einen Kleinganoven verliebt, ist an sich schon eher aussergewöhnlich. Dass die beiden aber auch noch gehörlos sind, macht die Story schon fast exotisch. Der bedächtig sich entwickelnde Film besticht durch die gehörlose Schauspielerin Emmanuelle Laborit und den Zauber der Gebärdensprache.

Children of a Lesser God – Gottes vergessene Kinder (1986)

Regie: Randa Haines

Der Gehörlosenlehrer James (William Hurt) ist fasziniert von der hochbegabten ehemaligen Schülerin Sarah (Marlee Matlin). Die gehörlose Frau hat sich zurückgezogen und arbeitet jetzt als Putzfrau an seiner Schule. James versucht, Kontakt zu ihr aufzunehmen, um sie einzugliedern. Mit viel Einfühlungsvermögen gelingt es ihm, die junge Frau aus ihrer selbst gewählten Isolation zu befreien – und prompt verliebt er sich in sie. Die gehörlose Marlee Matlin erhielt für ihr Kinodebüt einen Oscar.

My Left Foot – Mein linker Fuss (1989)

Regie: Jim Sheridan

Behindertenschicksale für die Leinwand aufzubereiten, ist ein äusserst heikles Unterfangen. Regie, Kamera und Schauspielerinnen und Schauspieler betonen meist nur das Exotische der Abnormität. Ganz anders in diesem Film. Jim Sheridan verzichtet in seinem Erstling auf jede Effekthascherei und verbietet sich jeglichen Anflug von Voyeuristischem. In realistischen, unbeschönigenden Bildern zeichnet er Stationen aus dem Leben des schwerbehinderten Christy Brown. Dieser mit seiner Autobiographie berühmt gewordene Spastiker bemerkte im Alter von sieben Jahren, dass er seinen linken Fuss kontrolliert bewegen kann. Aufbauend auf diesem Erfolgserlebnis war es ihm möglich, mit Wille, Energie und der Pflege seiner Mutter sowie einer engagierten Ärztin, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Ein grosses, packendes Werk ohne Rührseligkeiten, mit einem genialen Daniel Day-Lewis in der überaus anspruchsvollen Hauptrolle, wofür er auch einen Oscar gewann.

den. Realistisch ist es ganz bestimmt nicht, wobei Kino aber auch nicht diesen Anspruch hat.

Auch im Krimibereich ist der behinderte Darsteller oder die behinderte Darstellerin, positiv wie negativ besetzt, ein beliebtes dramaturgisches Mittel. In Billy Wilders «Witness for the Prosecution – Zeugin der Anklage» übernimmt der arrogante Anwalt Charles Laughton die Mandantin Marlene Dietrich erst, nachdem er sie seiner scharfen Prüfung unterworfen hat. Die Beeinträchtigung des Anwalts dient hier der Einschüchterung der Mandantin, um den Anwalt

gleichzeitig als psychologisch und intellektuell überlegen zu charakterisieren. Eine ähnliche Funktion nimmt der Polizist und Sonderermittler in der TV-Serie «Ironside – Der Chef» ein, indem seine Beeinträchtigung ihm zu einem verschärften Denkvermögen verhilft. Die Hilfsmittel, meist Rollstühle, signalisieren hier: Je schlimmer die körperliche Versehrtheit, desto gigantischer die intellektuellen Fähigkeiten. Ganz im Sinne von: Da erbringt einer Höchstleistungen, und dies trotz seiner Beeinträchtigung.

Der Gelähmte kann aber auch als Kontrast zum Bösen eingesetzt werden, um den Bad Guy als extremen Bösewicht zu charakterisieren. Berühmt dafür ist der Gangsterfilm «Kiss of Death – Der Todeskuss» aus dem Jahre 1947. Richard Widmark stösst in diesem Film mit sadistischem Lachen eine auf den Rollstuhl angewiesene ältere Dame eine steile Treppe hinunter und schickt gleich noch ein schmutziges Lachen hinterher. In weniger als einer Minute erreichte Widmark damit in seiner Gangsterrolle einen ähnlichen Dämonenstatus wie später Anthony Hopkins, der aber dafür als Hannibal Lecter gar Menschen fressen musste.

Es gab natürlich auch Versuche, das Abweichende einigermaßen realistisch einzufangen, wie Tod Brownings legendärer Film «Freaks» aus dem Jahre 1932, in dem Menschen mit körperlichen und kognitiven Beeinträchtigungen die Hauptrollen spielen und eine positive Solidargemeinschaft bilden, während die Nichtbehinderten im Film ziemlich verlogen erscheinen.

Visualisierung der Wahrnehmungswelten von behinderten Menschen

Inzwischen versucht man, vor allem im europäischen Film, den behinderten Menschen vernünftig und ohne dramaturgisch-emotionalen Kick in die Handlung einzugliedern. In den deutschen Endlosserien «Marienhof» und «Lindenstrasse» etwa ist das Down-Syndrom präsent, wie auch in «Üsi Badi», einer Doku-Soap des Schweizer Fernsehens. Bei diesem fast inflationären Einsatz von jungen Menschen mit Trisomie 21 wird man den Verdacht nicht los, die Filmschaffenden wollen zwar die Normalität von Behinderten in unserer Gesellschaft zeigen, beschränken sich dann aber doch lieber auf jene, die als besonders «putzig» und «lieb» gelten und ohnehin keine negativen öffentlichen Reaktionen mehr auslösen.

Einen Schritt in die richtige Richtung gingen dann schon eher Caroline Link mit der Gehörlosenstudie «Jenseits der Stille» (mit der gehörlosen Emmanuelle Laborit) oder der Belgier Jaco Van Dormael mit «Le huitième jour – Am

Rain Man (1988)

Regie: Barry Levinson

Zwei Brüder, wie sie verschiedener nicht sein könnten: Ein ambitionierter Yuppie (Tom Cruise) der eine, ein in sich gekehrter Autist (Dustin Hoffman) der andere. Und eigentlich haben sie auch gar nichts miteinander zu schaffen. Dies ändert sich schlagartig, als der Vater der beiden stirbt und der Yuppie erfährt, dass sein Bruder drei Millionen Dollar erben soll. Eine ungewöhnliche, feinfühlig geschilderte Entwicklungsgeschichte setzt an, in der Dustin Hoffman, ebenso wie Tom Cruise, mit allen Feinheiten ihrer Kunst brillieren. Dieses vierfach Oscar-prämierte Roadmovie brachte das Thema Autismus in die Öffentlichkeit.

The Station Agent – Station Agent (1988)

Regie: Thomas McCarthy

Fin (Peter Dinklage) ist kleinwüchsig, hat es satt, immer angestarrt zu werden und zieht sich deshalb zurück. In einer verlassenen Bahnstation in New Jersey richtet er sich ein und hofft auf ein ruhiges, ungestörtes Leben. Doch zwischen Gleisen, Häusern und Coffee-Shops gibt es noch andere Existenzen und zusammen realisieren sie, dass Einsamkeit gemeinsam besser zu ertragen ist. Bittersüsse Komödie voller Zärtlichkeit und Humor.

achten Tag».¹ In beiden Filmen spielen Menschen mit Behinderungen einen behinderten Menschen, was eine Ausnahme darstellt. Und so werden in beiden Filmen endlich die Wahrnehmungswelten der Behinderten visualisiert und damit in den Handlungskonflikt aktiv einbezogen.

In allen hier besprochenen Filmen, welche für ein grosses Publikum gedreht worden sind, sind alle behinderten Figuren meist auffallend hübsch, zumindest aber ansehnlich. Schwerstbehinderte Menschen mit entstellten Gesichtern, verzerrten Stimmen und zuckender Gestik kommen in diesem Kino nicht vor, denn sie gelten bei den Filmproduzentinnen und Filmproduzenten als nicht vermittelbar, ja man spricht von ihnen gar von Kassengift.

1 Der geistig behinderte Darsteller Pascal Duquenne erhielt für seine Darbietung den Darstellerpreis der Internationalen Filmfestspiele von Cannes.

One Flew Over the Cuckoo's Nest – Einer flog über das Kuckucksnest (1975)

Regie: Miloš Forman

Um dem Zuchthaus zu entgehen, lässt sich der mehrfach vorbestrafte McMurphy (Jack Nicholson) in die Nervenheilanstalt einweisen. Natürlich hegt er Fluchtgedanken, doch die Psychiatrie wird für den Simulanten bald zur Hölle. Die mit Medikamenten ruhiggestellten Patienten stehen unter der Fuchtel von Schwester Ratched. Mit unbändiger Vitalität stemmt sich McMurphy gegen die menschenunwürdige Institution, wird zur Gefahr – und darum auf brutale Art und Weise angepasst. Das System schlägt gnadenlos zurück. Eine ebenso düstere Parabel wie ein Plädoyer für die Mündigkeit des Individuums und die Vielfalt des Lebens.

Behinderung im Mainstream-Kino geht also meist einher mit einer Verfälschung, sprich Verschönerung des Problems. Da werden Kanten geschliffen, da wird mal am Kitsch geschrammt, da wird auch abgeblendet, wenn es unangenehm wird, wenn zum Beispiel die Schmerzen kommen – oder wenn die Blase drückt. Bei «Intouchables» beispielsweise gibt es ein Blind Date mit einer schönen Frau und dem Helden im Rollstuhl in einem teuren Restaurant. Die Frau erblickt den Mann, lächelt ihn an, setzt sich zu ihm. Musik erklingt. Abspann. Wie die Frau ihn füttert, ob sie ihm das Röhrli ins Weinglas stellt, ob sie ihn auf die Toilette begleitet – all das findet auf der Leinwand nicht statt. Und auch wenn es all das vorher im Film mit dem witzigen Assistenten sehr wohl zu sehen gab, mit der eleganten Dame ist diese Ebene inexistent und wird ausgeblendet, denn so funktioniert Kino. Man kann das sehr wohl kritisieren, doch für mich steht die Tatsache weit mehr im Zentrum, dass mit solchen Filmen Menschen mit Behinderungen überhaupt erst auf die Leinwand und damit ins Bewusstsein eines grossen Publikums geraten.

Umso wichtiger ist es daher auch, dass es zusätzlich noch eine ganz andere Art Behindertenfilme gibt, nämlich all jene, die nicht in erster Linie ein grosses, dafür jedoch interessiertes Publikum ansprechen wollen. In diesen Filmen, die meist kürzer sind und nur mit einem kleinen Budget gedreht werden, wird nichts beschönigt. Im Gegenteil, da wird gezeigt, was Sache ist, mal schonungslos realistisch, mal satirisch überhöht oder romantisch verklärt, immer aber mit dem hehren Anliegen, alle Menschen mit Behinderungen ernst zu nehmen und ihre Situation in der Gesellschaft auszuhorchen. Doch diese Filme kom-

Jenseits der Stille (1996)

Regie: Caroline Link

Hauptfigur ist Lara, ein junges Mädchen, welches sich langsam vom Elternhaus lösen möchte. Doch dieser ohnehin nicht einfache Schritt wird zusätzlich erschwert, denn Laras Eltern sind gehörlos. Sie brauchen ihre Tochter als Dolmetscherin, als Ohr und Stimme zur Aussenwelt. Ohne Lara schrillt das Telefon ins Leere, wartet der Postbote vergebens, ist der Bankbeamte aufgeschmissen. Lara vermittelt zwischen Hörenden und Gehörlosen und bei Bedarf beschreibt sie ihren Eltern auch den Klang des Schnees. Erst eine geschenkte Klarinette und die damit verbundene Entdeckung der Wunderwelt Musik ermöglichen Lara den Abschied. Den Abschied vom Elternhaus und von der Kindheit. «Jenseits der Stille» ist ein unbeschreiblich feinfühler Film, der die Tragik des Themas in keiner Weise beschönigt. Ähnlich der Gebärdensprache strahlt er eine grosse Ruhe und Zärtlichkeit aus. Ein Ereignis sind auch die Darstellerinnen und Darsteller, wie der gehörlose Howie Seago und die gehörlose Emmanuelle Laborit als Eltern sowie die junge Sylvie Testud als Lara.

Le huitième jour – Am achten Tag (1996)

Regie: Jaco Van Dormael

Was für ein Paar: Da ist Harry (Daniel Auteuil), ein Roboter des Alltags, eingepfercht in die Pflichten von Geschäft und Familie. Und da ist Georges (Pascal Duquenne), «moi, mongol», ein junger Mann mit Trisomie 21, der ausschliesslich für den Moment lebt, mit offenem Herzen und ohne Kalkül. Harry trifft Georges – und wird ihn nicht mehr los. Die Konfrontation dieser beiden unterschiedlichen Menschen beschert uns einen der schönsten und liebenswertesten Filme. Ordnung und Chaos, Vernunft und Verrücktheit lösen ihre Begrenzungen auf. Gegensätze gehen aufeinander zu, optimieren sich wechselseitig und ermöglichen so erst ein menschenwürdiges Leben für Harry und für Georges. Der Film pulverisiert dabei den Begriff der Normalität.

men nicht ins grosse, reguläre Kino, sondern benötigen vorerst noch eigene Abspielorte, wie Festivals, Kurzfilmtage oder Spezialveranstaltungen.

Ein Beispiel dafür ist das internationale Kurzfilmfestival «look&roll», das alle zwei Jahre in Basel stattfindet, letztmals im September 2014, und dessen Thema das Leben mit Einschränkungen ist. Die dort gezeigten Filme sollen Augen und Ohren öffnen, mit Neuem konfrontieren und überraschen, Werte in Frage stellen und an Normen rütteln. Damit ein Platz für neue Einsichten oder allenfalls neues Verhalten geschaffen wird. Alle, auf dem Festival gezeigten Filme werden behindertengerecht aufgearbeitet. Konkret heisst das zum Beispiel, dass für Gehörlose und Hörbehinderte spezielle Untertitel geschrieben werden, die sich nicht auf die reinen Dialoge beschränken, sondern auch anderes, für die Handlung Wichtiges, wie Hintergrundgeräusche, Musik, Schüsse, Telefonklingeln, Autohupen, Vogelgezwitscher und anderes mehr einbeziehen. Für Blinde und Sehbehinderte wird eine sogenannte Audiodeskription zur Verfügung gestellt. Dies ist eine Handlungsbeschreibung, die in den Dialogpausen des Films erklärt, was zu sehen ist, wie beispielsweise, dass ein rotes Auto von rechts ins Bild fährt oder dass eine Person hämisch lächelt. Zudem werden bei fremdsprachigen Filmen die Untertitel in deutscher Sprache vorgelesen.

Schlussbemerkungen

Filme setzen Bewusstseinsprozesse in Gang, rütteln auf, betören. Umso wichtiger ist es, behindertenspezifische Anliegen in den Film hineinzubringen, und zwar nicht als Dekor, exotische Effekthascherei oder Tränentreiber, sondern als ein ungeschminkt und realistisch dargestelltes Thema, mit seiner aufrüttelnden Dramatik, mit seiner komplexen Emotionalität, aber auch mit seiner oft unfreiwilligen Komik.

Und dabei spielt es eigentlich gar keine Rolle, ob wir grosse, teilweise auch manipulative, schlimmstenfalls gar verlogene Millionenproduktionen oder aber ehrliche, realistisch inszenierte, kleine Insiderproduktionen im Kino betrachten können. Tatsache ist: Behinderte Menschen und ihre Schicksale gehören ins Kino und ins Fernsehen. Denn Filme, ganz unabhängig von ihrer Qualität, spiegeln die Gesellschaft wider, in welcher sie entstehen. Und Menschen mit Behinderungen sind Teil dieser Gesellschaft, in Hollywood und überall. Zudem haben behinderte Figuren im Kino und im Fernsehen immer auch Modellfunktion bei Menschen mit Behinderungen, was wiederum deren Selbstbewusstsein steigert. Behinderte Menschen braucht es also, sowohl in Haupt- als auch in Nebenrollen.

Stiftung Arkadis, Haus Schärenmatte,
Olten, Februar 2013

Die Teilnahme am Oltner Fasnachtsum-
zug als «Schäremüs» ist das Highlight
des Jahres.

Aus Copyright-Gründen ist das Bild nur in der gedruckten Version des Buches vorhanden.

Einfach surfen? Internetzugang für Menschen mit geistiger Behinderung

Gabriela Antener

Einleitung

Das von der Schweiz 2014 ratifizierte Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (United Nations, 2006) fordert die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen an allen gesellschaftlichen Bereichen. Ein grosser Stellenwert kommt dabei dem Recht auf den Zugang zu Informationen und barrierefreier Kommunikation zu (vgl. Art. 9 und Art. 21), denn der Zugang zu Information kann in der modernen demokratischen Gesellschaft als Voraussetzung für die gleichberechtigte und selbstbestimmte Partizipation der Bürgerinnen und Bürger gesehen werden. Kommunikation und Information müssen also auch den spezifischen Bedarf von Menschen mit Behinderung berücksichtigen, um ihnen die gleichberechtigte Teilhabe an allen gesellschaftlichen Teilbereichen zu ermöglichen und ihrem Ausschluss entgegenzuwirken.

Die Zugänglichkeit des Internets stellt sich dabei im Besonderen für Menschen mit geistiger Behinderung¹ als Partizipationschance, aber auch als gesellschaftliches Exklusionsrisiko dar, denn im Vergleich zur Normalbevölkerung ist der Zugang doppelt erschwert:

- › Menschen mit geistiger Behinderung haben tendenziell einen eingeschränkten Zugang zur Technologie, wie zum Beispiel zu elektronischen Geräten mit Internetanschluss.
- › Die im Internet verfügbaren Informationen oder Nutzungsmöglichkeiten sind für sie oft schwierig zu erschliessen und die Angebote schlecht nutzbar, beispielsweise aufgrund von Problemen mit der Navigation oder mit der Schriftsprache.

1 In diesem Beitrag wird der Begriff *geistige Behinderung* verwendet, auch wenn er kontrovers diskutiert wird. In Zusammenhang mit Barrierefreiheit und Zugänglichkeit geht es nicht nur um kognitive oder andere Beeinträchtigungen, sondern vor allem um gesellschaftliche Bedingungen, die – im Wechselspiel mit den individuellen Merkmalen – die Partizipation behindern und zu spezifischen Exklusionsrisiken führen.

Unter dem Schlagwort E-Inclusion werden verschiedene Strategien zusammengefasst, welche die Zugänglichkeit des Internets und elektronischer Information für diese Zielgruppe verbessern und deren Medienkompetenz steigern sollen. Dazu gehören nicht nur hindernisfreie Webseiten und spezielle Apps, sondern auch die Vermittlung von neuen Kulturtechniken wie Surfen oder Chatten.

Verbreitung und Nutzung des Internets

Weltweit sind fast drei von fünf Personen im World Wide Web (WWW) anzutreffen (vgl. Jacobs, 2014). In der Schweiz verfügten 2014 91% der privaten Haushalte über einen Internetanschluss und 81% der Bevölkerung nutzten das Internet regelmässig, 75% sogar täglich. Dabei variieren die Internetverfügbarkeit und -nutzung hinsichtlich soziodemografischer Merkmale wie Alter, Bildung und Einkommen. Hinsichtlich des Bildungsniveaus liegt die Nutzungsquote bei Personen mit Abschluss auf Tertiärstufe (96%) deutlich höher als bei Personen mit Abschluss auf Sekundärstufe (81%) oder Personen, die nach der obligatorischen Schule keinen weiteren Abschluss mehr erworben haben (62%). Dasselbe gilt auch für die Einkommen: Nur 52% der Personen mit niedrigem Einkommen (bis 4000 Schweizer Franken pro Monat) nutzen das Internet, während es bei den Personen mit Einkommen von mehr als 10000 Schweizer Franken 97% sind. Es zeigt sich also ein digitaler Graben (*digital gap*) zwischen verschiedenen Nutzergruppen, der sich auch im Zeitvergleich seit 2000 als recht stabil erwiesen und nur geringfügig verringert hat (vgl. Bundesamt für Statistik, 2014).

Im gleichen Zeitraum hat sich auch der Ort der Internetnutzung verändert. Während im Jahr 2000 das Internet häufiger im Büro als zu Hause genutzt wurde, stellt sich dies 2014 völlig anders dar: 79% der Bevölkerung nutzen das Internet an ihrem Wohnsitz und 47% am Arbeitsplatz. Ausserdem hat in den letzten Jahren die mobile Internetnutzung stark zugenommen. Etwa zwei Drittel der Internetnutzerinnen und -nutzer beziehungsweise 38% der Gesamtbevölkerung nutzen diese Möglichkeiten, wobei dazu hauptsächlich Mobiltelefone (95%), gefolgt von Laptops (30%) und neuerdings auch Tablets verwendet werden (23%) (vgl. Bundesamt für Statistik, 2014).

Bezüglich der Ausstattung mit Geräten aus dem Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie bleiben Haushalte mit geringerem Einkommen deutlich hinter solchen mit einem höheren Einkommen zurück, dasselbe gilt auch in Bezug auf den Bildungsstand (vgl. Bundesamt für Statistik, 2014).

Das Internet wird zudem immer häufiger für private Zwecke genutzt und dazu verwendet, alltägliche Aufgaben zu erledigen (vgl. Bundesamt für Statistik, 2014):

- › Sozial-kommunikative Aktivitäten: Mehr als 94% der Internetnutzerinnen und -nutzer versenden und empfangen E-Mails, fast 40% nutzen soziale Netzwerke, 30% nutzen (Video-)Telefonie im Internet. Etwa die Hälfte der Bevölkerung hat schon einmal ein soziales Netzwerk genutzt oder im Internet telefoniert.
- › Informationssuche: Rund 80% der Bevölkerung haben schon einmal eine Suchmaschine benutzt. 79% der Internetnutzerinnen und -nutzer suchen jeweils nach Informationen zu Produkten, Gütern oder Dienstleistungen, 64% informieren sich über medizinische Themen und Gesundheitsfragen, 63% lesen Online-Nachrichten.
- › E-Commerce: Rund 62% der erwachsenen Bevölkerung der Schweiz haben innerhalb von drei Monaten mindestens einen Online-Einkauf getätigt. Fast 60% der Internetnutzerinnen und -nutzer machen E-Banking.
- › Spielen und Tauschen: 20% der Internetnutzerinnen und -nutzer spielen online oder laden Videogames hoch. 16% nutzen Peer-to-Peer-Netzwerke, um Musik oder Filme zu tauschen.
- › Eigene Inhalte hochladen: 19% der Internetnutzerinnen und -nutzer laden eigene Inhalte hoch und stellen sie ins World Wide Web.

Das Internet wird also von einer Mehrheit der Bevölkerung genutzt, wobei sich der Nutzungsort vom beruflichen in den privaten Bereich ausgedehnt hat. Das Internet ist heute zum Alltagsmedium geworden, das für die Teilhabe und Teilnahme in vielen gesellschaftlichen Bereichen unverzichtbar geworden ist. Der Zugang zum Internet wird nicht als Luxus, sondern als integrales und wichtiges Werkzeug für die alltägliche Lebensführung betrachtet. Viele Bereiche des täglichen Lebens verlagern sich ins Internet. Im Web kann man sich informieren, mit Freundinnen, Freunden und Bekannten in Kontakt bleiben, Güter und Dienstleistungen einkaufen. Mit dem Aufkommen des *Internet of Things* wird sich dieser Trend noch verstärken, da immer häufiger und immer mehr Alltagsgegenstände ans Internet angeschlossen und über Web-Interfaces gesteuert werden. Diese Technologie bedienen zu können, scheint eine essenzielle Ressource für eine selbstbestimmte, unabhängige und sichere Lebensführung zu werden (vgl. Seeman und Cooper, 2015). Personen, die das Web und die Internet-Technologie nicht nutzen können, werden sich deshalb zunehmend behindert und von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlen.

Barrierefreiheit im Internet

Gemäss Tim Berners-Lee, dem Erfinder des WWW, brauchen wir ein Web, das für alle zugänglich ist und uns alle dabei unterstützt, unsere Würde, unsere Rechte und unser Potenzial zu verwirklichen:

I believe we can build a Web that truly is for everyone: one that is accessible to all, from any device, and one that empowers all of us to achieve our dignity, rights and potential as humans. (Tim Berners-Lee, zitiert in Jacobs, 2014)

Auch wenn Berners-Lee mit diesen Worten zum 25-jährigen Jubiläum des WWW hochgesteckte Ziele nennt, so kann doch gesagt werden, dass die Barrierefreiheit eine zentrale Grundvoraussetzung eines «Internets für Alle» darstellt.

Ein barrierefreies Internet besteht aus Web-Angeboten, die von allen Nutzerinnen und Nutzern unabhängig von deren Fähigkeiten, Beeinträchtigungen oder technischen Möglichkeiten ohne Einschränkung genutzt werden können. Niemandem sollen Hindernisse in den Weg gelegt werden, wenn er oder sie diese Angebote in Anspruch nehmen will. Auf der Ebene der technischen Barrierefreiheit spielt unter anderem die Plattformunabhängigkeit eine wichtige Rolle, weil dadurch Internetangebote unabhängig von Betriebssystem und Software auf verschiedenen Geräten (Computer, Laptop, Smartphone, Tablet et cetera) nutzbar sind. Daneben geht es aber auch um die sogenannte Zugänglichkeit (*accessibility*), die absichern soll, dass Menschen mit Beeinträchtigungen, die auf spezifische Anpassungen und Hilfsmittel oder assistierende Technologien angewiesen sind, die Angebote nutzen können. Blinde und sehbehinderte Nutzerinnen und Nutzer lassen sich beispielsweise Webseiten per Software vorlesen, ältere Personen nutzen die skalierbaren Schriften. Personen, die Schwierigkeiten mit der Bedienung von Maus und Tastatur haben, benutzen für die Befehlseingabe eine Spracherkennungssoftware oder einen speziellen Schalter. Damit dies funktioniert, braucht es Web-Angebote, die die Nutzung oben erwähnter Technologien unterstützen beziehungsweise bereits integriert haben.

Um das Internet hindernisärmer zu gestalten, wurde vom World Wide Web Consortium (W3C) die Web Accessibility Initiative (WAI) gegründet. Diese veröffentlichte 1999 den ersten international anerkannten Standard für barrierefreies Internet mit den Web Content Accessibility Guidelines 1.0 (WCAG).²

Die Gestaltung des barrierefreien Internets orientiert sich dabei am Universal Design oder Design for All: Die Diversität der Nutzerinnen und Nutzer wird bereits in der Entwicklung mitgedacht, Sonderlösungen für bestimmte

2 Die aktuelle Version (WCAG 2.0) ist seit 2008 in Kraft.

Gruppen, wie zum Beispiel Menschen mit Behinderungen, werden vermieden, das Produkt oder die Dienstleistung wird so gestaltet, dass es von allen nutzbar ist – ganz nach dem Motto: Unverzichtbar für 10% der Bevölkerung, notwendig für 40% der Bevölkerung, komfortabel für alle (vgl. Design for All, 2015).

Bei der Gestaltung von Websites beziehungsweise Webseiten³ sollten demzufolge vier Prinzipien berücksichtigt werden, wobei es zu jedem dieser Prinzipien mehrere Richtlinien gibt (vgl. Richtlinien für barrierefreie Webinhalte, 2009):

1. Informationen und Bestandteile der Benutzerschnittstellen müssen so dargestellt werden, dass sie für die Nutzerinnen und Nutzer wahrnehmbar sind. Dazu gehört unter anderem die Beachtung des Zwei-Sinne-Prinzips: Informationen werden für mindestens zwei Wahrnehmungskanäle angeboten (zum Beispiel visuell und auditiv). Es stehen Textalternativen für grafische Inhalte, Sprachalternativen für Texte, Untertitel für Videos et cetera zur Verfügung. Es werden gute Kontraste verwendet. Inhalt und Struktur der Webseiten werden deutlich getrennt.
2. Benutzerschnittstellen und Navigation müssen bedienbar sein. Als Alternative zur Maus muss die Webseite auch mit der Tastatur bedienbar sein. Zeitlimite müssen ausreichend sein, damit beispielsweise ein Bestellvorgang nicht abbricht, wenn jemand viel Zeit benötigt, um ein Formular auszufüllen. Die Webseite muss einfach navigierbar sein.
3. Informationen und die Bedienung der Benutzerschnittstellen müssen verständlich sein. Dazu gehören eine gute Lesbarkeit, ein konsistenter, selbst-erklärender Aufbau und die Bereitstellung von Eingabehilfen.
4. Die Webseite muss robust sein. Das heisst, dass die Nutzerinnen und Nutzer mit verschiedenen Browsern und assistierenden Technologien auf die Webseite und die Inhalte zugreifen können und die Inhalte stets korrekt dargestellt werden.

Umgesetzt werden diese Standards bisher völlig unzureichend, wie die Schweizer Accessibility-Studie (vgl. Stiftung «Zugang für Alle», 2011) zeigt: Obwohl auf der Ebene von Bund und Kantonen von 2007 bis 2011 deutliche Fortschritte in der Zugänglichkeit gemacht worden sind, sieht es bei Gemeinden, Medien, Online-Shops, Job-Portalen, Verkehrsbetrieben und so weiter

3 Eine *Website* umfasst alle Webseiten (*webpages*) und herunterladbaren Dokumente im WWW, die unter einer bestimmten Domain zusammengefasst sind. Synonym dazu werden auch die Begriffe *Internetauftritt*, *Webauftritt* oder umgangssprachlich *Homepage* verwendet. Eine *Webseite* (*webpage*) ist ein Internetdokument und stellt einen Bestandteil einer Website dar. Das wesentliche Merkmal von Webseiten ist, dass sie Verweise, sogenannte Hyperlinks, auf andere Webseiten enthalten. Jede Webseite hat eine eigene URL-Adresse, über die sie mit einem Internetbrowser gefunden werden kann.

schlecht aus. Wenngleich in der Schweizerischen Bundesverfassung (BV) und im Behindertengleichstellungsgesetz (BehiG) ein Diskriminierungsverbot enthalten ist, werden staatliche Institutionen und private Unternehmen in Bezug auf die Zugänglichkeit ihrer Internetangebote unterschiedlich in die Pflicht genommen. Am klarsten und am strengsten sind die Vorgaben für den Bund. Etwas weniger hoch sind die Anforderungen an die Behörden der Kantone und Gemeinden. Rechtlich kaum gefordert sind – mit Ausnahme konzessionierter Unternehmen des öffentlichen Verkehrs, die einer Bewilligungspflicht des Bundes unterstehen – private Unternehmen. Sie können rechtlich nicht in die Pflicht genommen werden, ihre Homepageangebote hindernisfrei auszugestalten. Nur wenn ein privates Unternehmen eine staatliche Aufgabe im Sinne von Art. 35 Abs. 2 BV übernimmt, gelten die Vorgaben des verfassungsrechtlichen Diskriminierungsverbots (vgl. Naguib, 2011).

Insgesamt kann man davon ausgehen, dass nur ein verschwindend kleiner Teil aller Schweizer Websites für Menschen mit Beeinträchtigungen als barrierefrei gelten kann. Auch international ist die Umsetzung der vorhandenen Richtlinien und rechtlichen Vorgaben ungenügend, wie Petz und Miesenberger konstatieren:

Nevertheless, the uptake of those quite concise and well documented rules and guidelines lack of the corresponding results. (Petz und Miesenberger, 2014, 326)

Noch schlechter steht es um die Zugänglichkeit des Internets für Menschen mit einer Lern- oder geistigen Behinderung. Die Richtlinien der WCAG werden dafür kritisiert, primär die Erfordernisse von Menschen mit sensorischen oder motorischen Beeinträchtigungen zu fokussieren und die Bedürfnisse von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen nur unzureichend zu berücksichtigen (vgl. Seeman und Cooper, 2015; Small et al., 2005; Waight und Oldreive, 2015). Deshalb sind Webseiten, welche die WCAG 2.0-Richtlinien berücksichtigen, nicht zwingend auch für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen hinderisfrei. Die Entwicklung von entsprechenden Standards befindet sich immer noch in den Kinderschuhen, auch wenn die WAI mittlerweile eine Cognitive and Learning Disabilities Accessibility Task Force eingesetzt hat (vgl. Cognitive and Learning Disability Task Force, 2015).

In der Schweiz gibt es bisher nur einige wenige Webseiten, deren Darstellung und Bedienung für Menschen mit einer Lern- oder geistigen Behinderung optimiert wurde – neben der oben bereits geschilderten rechtlichen Situation unter anderem wohl auch deshalb, weil die Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) erst 2014 ratifiziert wurde und deren Umsetzung erst in den nächsten Jahren voll anlaufen wird. Hier besteht im internationalen Vergleich Nachholbedarf.

Bisher scheint bei den Web-Anbieterinnen und -Anbietern aber auch in der Gesellschaft generell noch wenig Bewusstsein dafür vorhanden zu sein, dass Internetangebote auch für diese Zielgruppe – Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen – zugänglich zu gestalten sind, und dass der selbstständige Zugang zu Information, Kommunikation und Dienstleistungen im Internet ein wichtiges Gut darstellt, das niemandem vorenthalten werden sollte. Selbst Internetseiten von Organisationen für Menschen mit Lern- oder geistiger Behinderung sind meist nicht für ihre eigene Klientel barrierefrei gestaltet.

Zudem fehlten bis vor kurzem Richtlinien, wie Webseiten für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen oder geistiger Behinderung hindernisfrei zu gestalten sind. In einem gemeinsamen Projekt von Insieme Schweiz, der Stiftung «Zugang für alle» und der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW wurde deshalb ein Leitfaden zur Gestaltung von einfachen Internetbenutzeroberflächen für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen erstellt. Der Leitfaden wurde 2015 in vier Sprachen publiziert und kann im Internet als barrierefreie PDF-Version heruntergeladen werden. Damit ist ein Instrument vorhanden, das Kriterien für eine gute Gestaltung zur Verfügung stellt (vgl. Insieme Schweiz et al., 2015).

Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen als Zielgruppe für barrierefreies Internet

Im Titel des Beitrags ist von Menschen mit geistiger Behinderung die Rede. In den vorangegangenen Ausführungen wurde auch von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen oder Menschen mit Lernbehinderungen gesprochen. Damit wurde bewusst eine inkonsistente Begriffsverwendung gewählt, die der Mehrdimensionalität des zu behandelnden Themas angemessen ist. Die verschiedenen Begriffe können nicht einfach als Synonyme verstanden werden, vielmehr bilden sich darin unterschiedliche Aspekte ab, die für das Thema Barrierefreiheit von Relevanz sind. Diese lassen sich mit dem Modell der funktionalen Gesundheit einordnen und in Beziehung zueinander setzen.

Im Verständnis der Weltgesundheitsorganisation (WHO) manifestiert sich Behinderung als eine Verminderung von Partizipationschancen und Handlungsmöglichkeiten, die sich aus der Wechselwirkung verschiedener Faktoren ergibt (siehe Abbildung 1). In diesem bio-psycho-sozialen Modell gehört das Internet zu den Umweltfaktoren. Ist das Internet zugänglich und barrierefrei, behindert es die Person nicht in der Ausübung von Aktivitäten im Internet und in der Partizipation an gesellschaftlichen Bereichen, sondern erleichtert und fördert diese im besten Fall sogar. Auch Hilfsmittel, die technische und physi-

kalische Ausstattung der Umwelt oder die (vorhandene oder fehlende) Unterstützung durch andere Personen gehören in den Bereich der Umweltfaktoren.

Der Begriff kognitive Beeinträchtigungen bezieht sich auf die Körperfunktionen und wird in der International Classification of Functioning (ICF) unter dem Kapitel Mentale Funktionen klassifiziert. Dazu gehören neben den globalen mentalen Funktionen, wie Bewusstsein, Orientierung, Intelligenz et cetera, auch differenziertere mentale Funktionen, wie Aufmerksamkeit, Gedächtnis, kognitiv-sprachliche Funktionen und andere mehr. Eine Beeinträchtigung einzelner oder mehrerer dieser Funktionen kann die Ausübung von Alltagsaktivitäten beeinträchtigen und sich negativ auf die Partizipation einer Person auswirken. Beispielsweise können bei beeinträchtigtem Gedächtnis die selbstständige Haushaltsführung und die Kontaktpflege nicht (mehr) möglich und die Person kann dadurch in ihrem Privatleben eingeschränkt sein.

Abbildung 1: Wechselwirkungen zwischen den Komponenten der ICF

Quelle: Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI, 2005, 23).

Abgedruckt mit freundlicher Erlaubnis der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Alle Rechte liegen bei der WHO.

Kognitive Beeinträchtigungen können angeboren oder im Laufe des Lebens erworben sein – sei es durch Unfall, Krankheit, Behinderung, Alter oder andere Bedingungen. Sie treten lebenslang, überdauernd, vorübergehend, fortschreitend, stabil oder schwankend auf; sie können eine oder mehrere Funktionen betreffen und in ihren Auswirkungen ganz unterschiedlich sein. Von kognitiven Beeinträchtigungen betroffen sind Menschen mit Demenz, psychischen Erkrankungen, geistiger Behinderung, neurodegenerativen Erkrankungen, ADHS, Lernbehinderung, Dyslexie und viele weitere mehr. Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung stellen demzufolge eine relativ grosse

Personengruppe von enormer Heterogenität dar, wie auch die nachfolgenden Ausführungen zeigen.

In der Schweiz leben aktuell rund acht Millionen Menschen. Im Jahr 2012 schätzte das Bundesamt für Statistik (vgl. Bundesamt für Statistik, 2012a) die Anzahl von Menschen mit Behinderungen auf 1,2 Millionen, 40% davon beziehungsweise 480 000 Personen waren stark beeinträchtigt. Rund 2% der Bevölkerung lebten in einer Institution, weil sie nicht selbstständig zuhause leben können (43 000 in Institutionen für Behinderte, 130 000 in Alters- und Pflegeheimen). In Bezug auf kognitive Beeinträchtigungen lassen sich beispielhaft folgende Zahlen anführen:

- › Die Anzahl der Personen mit Demenz wird auf 110 000 geschätzt mit steil ansteigender Prävalenzrate nach dem 65. Altersjahr (vgl. Bundesamt für Gesundheit, 2013).
- › Etwa 5–10% der Bevölkerung weisen eine Dyslexie auf – sie haben Probleme mit dem Lesen und Schreiben (vgl. Dyslexie Schweiz, 2015).
- › Über die Gesamtzahl der Menschen mit geistiger Behinderung in der Schweiz gibt es keine zuverlässigen Angaben. Analog zur Prävalenz in Deutschland läge der Anteil bei etwa 1–1,8% der Bevölkerung (vgl. Neuhäuser und Steinhausen, 2013) – dies entspricht etwa 80 000 bis 140 000 Personen. Von den oben erwähnten 43 000 Personen in Institutionen für Behinderte wird bei etwa 23 000 Personen geistige Behinderung als Hauptbehinderung angegeben (vgl. Bundesamt für Statistik, 2015a).
- › Analog dazu sind rund 10 000 Personen mit einer psychischen Beeinträchtigung in Institutionen für Menschen mit Behinderung (vgl. Bundesamt für Statistik, 2015a). Es wird angenommen, dass bei rund 17% der Bevölkerung eine psychische Störung vorliegt (vgl. Bundesamt für Statistik, 2012b) – ein Teil davon weist (wenigstens vorübergehend) kognitive Funktionseinschränkungen auf.
- › 10 000 Personen in der Schweiz sind von Multipler Sklerose (MS) betroffen, zwei Drittel davon berichten von kognitiven Einschränkungen (vgl. Multiple Sklerose, 2015).
- › Etwa 130 000 Menschen in der Schweiz haben eine Hirnverletzung und sind deswegen auf Hilfe und Unterstützung angewiesen (pro Jahr rund 16 000 Fälle aufgrund eines Schlaganfalls, 3000 bis 5000 Fälle wegen Schädel-Hirn-Trauma, 600 Fälle wegen Hirntumor) (vgl. Fragile Suisse, 2015). Es ist davon auszugehen, dass ein beträchtlicher Anteil davon kognitiv beeinträchtigt ist.

Diese Aufzählung ist weder vollständig noch abschliessend. Sie zeigt jedoch deutlich, dass sehr viele Menschen kognitive Beeinträchtigungen haben, wenn auch unterschiedlichster Art und Ausprägung.

Ob diese Personen das Internet nutzen (können) oder nicht, hängt aber nicht nur von der Passung ihrer kognitiven und anderweitigen Funktionen mit den Anforderungen des mehr oder weniger barrierefreien Internets zusammen. Ebenso entscheidend sind Ressourcen wie Medienkompetenz, E-Skills, Weltwissen, Bildungsmöglichkeiten, soziale Unterstützung und Hilfe bei Problemen, finanzielle Möglichkeiten, Anschluss ans Internet und Verfügbarkeit von internetfähigen Geräten und aktueller Technologie. Hier zeichnen sich sowohl zwischen verschiedenen Behinderungsgruppen als auch innerhalb der Gruppe von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen grosse Unterschiede ab – die digitale Kluft verläuft also nicht schnurgerade zwischen Menschen mit Behinderung und solchen ohne Behinderung, sondern entlang verschiedener Lebenslagen. So zeigt beispielsweise die Studie von Aktion Mensch «Web 2.0/ barrierefrei» aus dem Jahr 2010 in Deutschland, dass Menschen mit Behinderungen die sozialen Medien (Web 2.0) im Vergleich zur restlichen Bevölkerung überdurchschnittlich stark nutzen, und dass das Internet je nach Behinderungsart sogar hilft, behinderungsbedingte Nachteile zu kompensieren. Im Gegensatz zu Menschen mit Sinnes- oder motorischen Beeinträchtigungen haben allerdings Menschen mit Lese-Schreib-Schwächen, mit Lernbehinderung oder mit geistiger Behinderung deutlich schlechtere Teilhabemöglichkeiten im Internet – unter anderem aufgrund ihrer wirtschaftlichen Benachteiligung und der daraus entstehenden finanziellen und materiellen Restriktionen (vgl. Berger et al., 2010). Hier zeigt sich ein spezifisches Exklusionsrisiko für eine bestimmte Personengruppe. Eine ausschliessliche Sichtweise auf die kognitiven Funktionen reicht also nicht aus, wenn es um digitale Inklusion von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen geht.

Geistige Behinderung als bio-psycho-soziales Phänomen

Zum oben erwähnten Personenkreis werden Menschen mit einer geistigen Behinderung gezählt. Die Diagnosekriterien für geistige Behinderung beinhalten kognitive, verhaltens- und entwicklungsbezogene Komponenten. Eine geistige Behinderung wird in klinischer Sicht gesehen als eine weit unterdurchschnittliche Intelligenz (zwei Standardabweichungen), gepaart mit einer verminderten sozialen Anpassungsfähigkeit in mindestens zwei der nachfolgend genannten Verhaltensbereiche: Kommunikation, Selbstsorge, Selbstverantwortung und -steuerung, soziale Kompetenzen, Arbeit, Freizeit, Gesundheit, Sicherheit und andere. Die verminderte soziale Anpassungsfähigkeit manifes-

tiert sich im Verlauf der Entwicklung – das heisst im Kindes- und Jugendalter – und dauert lebenslang an (vgl. Fornefeld, 2013; Neuhäuser und Steinhausen, 2013; Stöppler, 2014). Gemäss der American Association on Intellectual and Developmental Disabilities (AAIDD) charakterisiert eine geistige Behinderung wie folgt:

Significant limitations both in intellectual functioning and in adaptive behaviour as expressed in conceptual, social, and practical adaptive skills. (Schalock et al., 2010)

In der aktuellen Version der International Classification of Disabilities (ICD-10) wird auf der Grundlage des Intelligenzquotienten zwischen einer leichten, mittelgradigen, schweren und schwersten geistigen Behinderung unterschieden (vgl. DIMDI ICD-10-GM-2015), in der klinischen Praxis wird allerdings häufig nur zwischen einer leichten und schweren geistigen Behinderung unterschieden (vgl. Neuhäuser und Steinhausen, 2013). Bei einem Intelligenzquotienten im Bereich von 70 bis 85 wird von einer Lernbehinderung gesprochen. Die Tabelle 1 zeigt eine Übersicht der verschiedenen Bezeichnungen und Ausprägungsgrade.

Menschen mit einer geistigen Behinderung haben häufig Probleme mit der Wahrnehmung (zum Beispiel Informationsaufnahme und -koordination, Aufmerksamkeit), der Informationsverarbeitung, der Kognition (zum Beispiel Problemlösen, Verstehen, Gedächtnis), der Kommunikation (zum Beispiel Sprache, Verständigung) und der Motorik (zum Beispiel Fein- und Grobmotorik, Sensorik). Zudem befinden sie sich oftmals auch in einem mehr oder minder starken Abhängigkeitsverhältnis zu anderen Personen und zu Umweltbedingungen. Einen gemeinsamen Nenner bezüglich der funktionalen Merkmale dieser Personengruppen zu finden erweist sich jedoch aufgrund der vielfältigen Ausprägungen geistiger Behinderung sowie der daraus entstehenden Konsequenzen für die Betroffenen als kaum leistbar (vgl. Fornefeld, 2013; Neuhäuser und Steinhausen, 2013; Stöppler, 2014).

An dieser individuums- und defizitorientierten Sichtweise von geistiger Behinderung wird von verschiedener Seite Kritik geübt, denn es stellt sich die Frage, ob nicht auch die Umweltbedingungen beziehungsweise zwischenmenschliche Isolation zu einer Lernbehinderung oder geistigen Behinderung führen können (vgl. Fornefeld, 2013; Stöppler, 2014; Zimpel, 2009). Mit dem Modell der Funktionalen Gesundheit, das der ICF zugrunde liegt, wird das Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren und das Ergebnis dieses Zusammenspiels – als momentaner Zustand von Gesundheit oder Behinderung – stärker in den Blickpunkt gehoben. Dem entspricht auch das Behinderungsverständnis in der UN-BRK:

Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können. (Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, 2006, Art. 1)

Allgemein gefasst, kann von geistiger Behinderung dann gesprochen werden, wenn aufgrund einer Schädigung von Körperfunktionen oder -strukturen beziehungsweise ungünstigen sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen die Entwicklung von Funktionen beeinträchtigt, der Erwerb von altersgemässen, sozial erwarteten Kompetenzen erschwert und die Partizipation in zentralen Lebensbereichen beeinträchtigt ist. In diesem Sinne ist geistige Behinderung

Tabelle 1: Bezeichnungen und Ausprägungsgrade von Lernbehinderungen

Bezeichnung	IQ-Bereich	Intelligenzalter als Erwachsene	Beschreibung
Normal intelligent	85–115		Intelligenz entspricht dem Normbereich, altersentsprechende Aufgabenerfüllung ist möglich.
Lernbehinderung	70–85	über 12 Jahren	Die Betroffenen lernen langsamer und haben Schwierigkeiten, sich den Lernstoff in der Schule anzueignen.
Leichte geistige Behinderung	50–69	9 bis 12 Jahre	Deutliche Lernschwierigkeiten in der Schule. Viele Erwachsene können arbeiten, gute soziale Beziehungen unterhalten und ihren Beitrag zur Gesellschaft leisten.
Mittelgradige geistige Behinderung	35–49	6 bis 9 Jahre	Deutliche Entwicklungsverzögerung in der Kindheit. Die meisten können ein gewisses Mass an Unabhängigkeit erreichen und eine ausreichende Kommunikationsfähigkeit und Ausbildung erwerben. Erwachsene brauchen in unterschiedlichem Ausmass Unterstützung im täglichen Leben und bei der Arbeit.
Schwere geistige Behinderung	20–34	3 bis 6 Jahre	Andauernde Unterstützung ist notwendig.
Schwerste geistige Behinderung	unter 20	unter 3 Jahren	Die eigene Versorgung, Kontinenz, Kommunikation und Beweglichkeit sind hochgradig beeinträchtigt.

Quelle: Nach ICD-10-GM-2015.

«eine gesellschaftliche Positionszuschreibung aufgrund vermuteter oder erwiesener Funktionseinschränkungen angesichts der als wichtig erachteten sozialen Funktionen» (vgl. Neuhäuser und Steinhausen, 2013, 16) und entsteht aus dem Wechselspiel zwischen den Fähigkeiten der Person und den Anforderungen ihrer Umwelt. Definitionen, die sich einseitig am Intelligenzkriterium orientieren, wie zum Beispiel die International Classification of Diseases (ICD-10) greifen also zu kurz. Günstiger sind Ansätze, die von den Anforderungen in den Lebensbereichen von Kindern oder Erwachsenen ausgehen, wie das die ICF mit dem Modell der funktionalen Gesundheit tut. In diesem Sinne ist geistige Behinderung relational zu verstehen – als Ungleichgewicht zwischen den Anforderungen in den Lebensbereichen und den nicht altersgemäss entwickelten – das heisst sozial und gesellschaftlich erwarteten – Fähigkeiten und Ressourcen einer Person. Werden beispielsweise im öffentlichen Verkehr das Angebot von Information und der Billetverkauf am Schalter reduziert und wird stattdessen auf Internetauskunft und Ticketautomaten umgestellt, verändern sich auch die Anforderungen an die Nutzerinnen und Nutzer. Diese benötigen nun für eine Fahrplanauskunft und den Kauf eines Online-Tickets Zugang zum Internet beziehungsweise müssen mit dem Ticketautomaten mit Touch-Screen zurechtkommen, damit sie überhaupt an der Mobilität teilhaben können. Erschwerend kommen teilweise nicht nachvollziehbare Tarifsysteme dazu, die es in manchen Fällen nahezu verunmöglichen, ein gültiges Billet zu lösen. Verfügt jemand nicht über die notwendigen Geräte und Kulturtechniken und das entsprechende Allgemeinwissen, steigt die Gefahr, als geistig behindert zu gelten und damit von der Partizipation an verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen ausgeschlossen zu werden, sofern keine spezifischen Hilfe- und Unterstützungsleistungen zur Verfügung stehen.

Aus diesen Ausführungen wird ersichtlich, dass der Begriff geistige Behinderung mit unterschiedlichen Konnotationen verwendet wird. Die Begriffsverwendung im medizinischen, psychologischen, pädagogischen, therapeutischen oder juristischen Bereich ist keineswegs identisch oder eindeutig, vielmehr muss jeweils darauf verwiesen werden, wie der Begriff nun gebraucht und was damit impliziert wird (vgl. Fornfeldt, 2013; Neuhäuser und Steinhausen, 2013; Stöppler, 2014). Zudem ist der Begriff geistige Behinderung umstritten – wird er doch von den Betroffenen als diskriminierend und herabwürdigend erfahren. So verlangt beispielsweise die Organisation «Mensch zuerst»⁴ in Deutschland, dass die Betroffenen Menschen mit Lernschwierigkeiten genannt werden, weil der Begriff geistig behindert allgemein mit dumm und nicht lernfähig assoziiert wird. Dagegen verwehren sich die Betroffenen und betonen, dass sie lernen können – wenn auch langsamer und mit Schwierigkeiten. Sie

4 Siehe www.menschzuerst.de/was_mensch.html (Zugriff: 20.03.2015).

wollen deshalb als Menschen mit Lernschwierigkeiten bezeichnet werden. Diese Kritik oder der Begriffsvorschlag zielt damit auf die Erfahrung, dass Menschen, die als geistig behindert bezeichnet werden, stigmatisiert und in ihren Handlungsmöglichkeiten stark eingeschränkt werden. So werden ihnen beispielsweise Bildungsmöglichkeiten vorenthalten, weil sie als nicht lernfähig eingeschätzt werden. Dies führt im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung zu einer sekundären geistigen Behinderung: Geistig behindert wird, wer als geistig behindert bezeichnet wird. Das Etikett geistige Behinderung wirkt häufig so stark, dass dadurch alle andern persönlichen Eigenschaften, sozialen Identitäten und Zugehörigkeiten zu Gruppen überlagert werden.

In diesem Beitrag wird der Begriff geistige Behinderung verwendet, weil er in der Fachliteratur – nicht nur zu Barrierefreiheit im Internet oder im Bereich der Assistive Technology – am gebräuchlichsten ist. Ausserdem weist er – im Gegensatz zum Begriff kognitive Beeinträchtigung, der auf die kognitive Funktionsfähigkeit fokussiert, und zum Begriff Menschen mit Lernschwierigkeiten, der die Lernschwierigkeiten und -fähigkeiten betont, – mit dem Wort Behinderung deutlich darauf hin, dass die betroffenen Menschen in der Partizipation an sozialen und gesellschaftlichen Bereichen be- oder gehindert werden. Damit geraten auch die Barrieren oder Förderfaktoren, wie sie im Modell der Funktionalen Gesundheit der WHO beschrieben werden, ins Blickfeld.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in den letzten Jahrzehnten, neben der defizitorientierten Definition von geistiger Behinderung, der Begriff zunehmend auch als sozial konstruiert, historisch und kulturell gebunden verstanden wird (vgl. Dederich, 2009; Weisser, 2005). Mit diesem Perspektivenwechsel verbunden ist in den hoch entwickelten Ländern eine gesellschaftliche Bewegung in Richtung Inklusion und Anerkennung von Rechten von Menschen mit geistiger Behinderung. Im Zuge dieser Bewegung dürfen allerdings die Defizite oder Beeinträchtigungen nicht übersehen werden, wenn adäquate Unterstützung zur Verfügung gestellt werden soll und die Betroffenen gestärkt werden sollen. Denn neben der steigenden Akzeptanz von Menschen mit Behinderungen sind in einer sich immer schneller wandelnden und komplexer werdenden Gesellschaft auch die gesellschaftlichen Erwartungen an die Kompetenzen ihrer Mitglieder gestiegen.

Lebenslage und Internetgebrauch von Menschen mit geistiger Behinderung

Um die Zugänglichkeit des Internets für Menschen mit einer geistigen Behinderung expliziter zu thematisieren, muss zunächst deren Lebenslage beleuchtet werden. Diese ist durch soziale Benachteiligung, Ungleichheit und Vorurteile

geprägt, die zu gesellschaftlichem Ausschluss, erhöhter Vulnerabilität und reduzierten Lebenschancen führen. Menschen mit geistiger Behinderung sind ärmer und leben tendenziell eher von Renten und Sozialleistungen und in Institutionen als der Rest der Bevölkerung. Sie sind im Vergleich häufiger von Verbrechen, Missbrauch und Gewalt betroffen. Ihr soziales Netzwerk ist kleiner, sie führen weniger befriedigende Beziehungen und sie haben reduzierte Teilhabechancen im ersten Arbeitsmarkt und im Gemeinwesen (vgl. Beck, 2014; Beck und Greving, 2012; Bundesamt für Statistik, 2012a; Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013).

Die öffentliche Aufmerksamkeit, das Verständnis und die Sorge um Menschen mit geistiger Behinderung erscheinen trotz der weiter oben beschriebenen positiven Tendenz zu Akzeptanz und Toleranz begrenzt: Die Einstellung zu Menschen mit geistiger Behinderung ist nach wie vor eher negativ. Die Stigmatisierung der Gruppe zeigt sich unter anderem in ihrer wechselnden Bezeichnung – häufig, weil vorgängige Begriffe als abwertende Schimpfwörter benutzt worden sind (vgl. Cloerkes et al., 2014; Chadwick et al., 2013; Fornefeld, 2013).

In einer Welt, die durch ständig wachsende Digitalisierung geprägt ist und in welcher das Wissen um online überlieferte Informationen ein wesentlicher Bestandteil ist, müssen sich auch Menschen mit einer geistigen Behinderung zurechtfinden. Wie in den bisherigen Ausführungen bereits angedeutet wurde, ist das Reüssieren im digitalen Zeitalter aber erschwert – Menschen mit geistiger Behinderung machen die Erfahrung, dass sie von vielen Informationen, Dienstleistungen, sozialen Netzwerken und kulturellen Aktivitäten ausgeschlossen sind oder nur schwer beziehungsweise nicht gleichberechtigt daran partizipieren können. Obwohl gerade sie von den Möglichkeiten des Internets ungemein profitieren könnten, um alltägliche Barrieren zu überwinden, sind sie diejenige Gruppe, die von allen gesellschaftlichen Gruppen am wenigsten und tendenziell am spätesten Zugang zum Internet erhält. Diese Exklusionsmomente sind nicht nur situativ bedingt im Sinne einer für die Person ungünstigen momentanen Konstellation von individuellen Möglichkeiten und aktuellen Anforderungen, sondern auch grundsätzlichen Gegebenheiten in der Alltagswelt von Menschen mit geistiger Behinderung geschuldet. Bereits die materiellen Voraussetzungen für den Zugang zum Internet sind nicht gegeben, wenn der Internetanschluss fehlt oder der Zugang zu internetfähigen Geräten wie Computer, Tablets und Smartphones nicht gewährleistet ist. So zeigte beispielsweise Bernasconi (2007) anhand einer Befragung von 75 Menschen mit einer geistigen Behinderung, dass die meisten der Interviewten nur selten die Möglichkeit zur Internetnutzung haben. Rund 60% der Befragten gaben an, dass sie das Internet gerne häufiger nutzen würden. Bei knapp der Hälfte der Befragten bot die Familie die einzige Internetnutzungsmöglichkeit. Auch

in den Institutionen (Wohnheime und Arbeitsstätten) mangelte es an Zugangsmöglichkeiten. Grund dafür war in erster Linie die mangelnde technische Ausstattung in den Institutionen. Der Zugang zum Internet wurde demnach häufig aufgrund materieller Bedingungen behindert. Dieser Befund wird auch bestätigt durch die Studien von Berger et al. (2010) und Chadwick et al. (2013), wonach nicht nur die Nutzung, sondern bereits der Zugang zum Internet für Menschen mit geistiger Behinderung aufgrund sozioökonomischer Benachteiligung im Vergleich zur Normalbevölkerung deutlich erschwert ist. Aber selbst wenn der Zugang zum Internet und zu internetfähigen Geräten vorhanden ist, nutzten Menschen mit geistiger Behinderung dieses deutlich seltener als ihre nichtbehinderten Peers (vgl. Berger et al., 2010; Bernasconi, 2007; Chadwick et al., 2013; Waight und Oldreive, 2015).

Barrieren und Herausforderungen für die E-Inclusion von Menschen mit geistiger Behinderung

Es gibt verschiedene Barrieren, die den Zugang zum Internet behindern und – falls der Zugang grundsätzlich vorhanden wäre – zu einer verminderten Nutzung führen, wie im Folgenden aufgezeigt wird.

Finanzielle und ökonomische Barrieren: Der Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) spielt in unserer Gesellschaft eine zentrale Rolle für die Beschaffung und das Teilen von Informationen. Er korrespondiert mit erhöhter gesellschaftlicher Macht und Kontrolle. Gruppen mit begrenzten ökonomischen Ressourcen haben weniger Zugang zu IKT, weil sie weniger Geld für Computer und Internetzugang ausgeben können. Dies trifft in hohem Mass auf Menschen mit geistiger Behinderung zu, die hier deutlich benachteiligt sind, wie vorher aufgezeigt wurde. Der Zugang zu IKT wird damit zu einer Frage der sozialen Gerechtigkeit: Benachteiligungen aufgrund der ökonomischen Situation und in Bezug auf den Zugang zu Information sollten ausgeglichen werden.

Einstellungen und Haltungen gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung: Insgesamt scheint die Sensibilisierung für die Notwendigkeit eines zugänglichen Internets und die Berücksichtigung der Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung bei der Gestaltung von Webseiten, Interfaces, Programmen und Geräten noch rudimentär zu sein. Die Personengruppe mit ihren spezifischen Bedürfnissen wird nicht wahrgenommen, beziehungsweise es wird angenommen und unterstellt, dass Menschen mit geistiger Behinderung gar keinen Zugang zum Internet wünschen oder benötigen, dass die dort verfügbaren Inhalte für sie weder interessant noch erschliessbar sind, und dass sie sich nicht in sozialen Netzwerken und Austauschplattformen beteiligen

möchten. In der Folge werden Anwendungen und Geräte so gestaltet, dass sie durch diesen Personenkreis nicht oder nur mit grossen Schwierigkeiten nutzbar sind. Werden hingegen Anwendungen entwickelt, die auf die Fähigkeiten der Zielgruppe zugeschnitten und von Menschen mit geistiger Behinderung gut nutzbar sind, wie zum Beispiel spezielle Online-Social-Networks, laufen diese häufig in einem geschützten Bereich oder im Intranet und sind nach aussen nicht offen. Damit sollen die Risiken des Internets für die Zielgruppe minimiert werden – allerdings zum Preis der Exklusion vom Austausch in allgemein üblichen Netzwerken und von der Teilhabe an der Informationsgesellschaft. Hier zeigen sich negative Auswirkungen der Einstellung gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung, wie beispielsweise, dass diese besonders gefährdet und schutzbedürftig seien (vgl. Bernasconi, 2007; Bühler und Pelka, 2014; Chadwick et al., 2013). Da Menschen mit geistiger Behinderung in der Gesellschaft kaum wahrgenommen werden und über wenig Macht verfügen, können sie ihre Anliegen zudem nur schwer durchsetzen. Eine konsequente Umsetzung und Weiterentwicklung der Prinzipien des Universal Designs ist deshalb erforderlich (vgl. Chadwick et al., 2013). Dies zeigt sich auch in Bezug auf die oben erwähnte Problematik der geschützten oder speziellen Anwendungen und Plattformen. Wären die üblichen Anwendungen auch für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen zugänglich, erübrigte sich die Entwicklung spezieller Angebote für diese Zielgruppe weitgehend und der Anschluss ans WWW wäre eher gewährt. Verwaltung und Politik sind deshalb gefordert, die Durchsetzung der vorhandenen Normen und gesetzlichen Vorgaben voranzutreiben (vgl. Chadwick et al., 2013; Miesenberger und Petz, 2014; Petz und Miesenberger, 2014).

Fehlende Unterstützung und Hilfeleistungen: Die meisten Menschen mit geistiger Behinderung benötigen Hilfe, wenn sie ins Internet gehen wollen. Meist leisten Familienangehörige oder Betreuungspersonen diese Unterstützung. Ein Mangel an adäquater persönlicher Unterstützung kann die Nutzung des Internets beeinträchtigen (vgl. Bernasconi, 2007; Chadwick et al., 2013; Gut, 2012). Gründe dafür können fehlende E-Skills, Zeitmangel, fehlendes Interesse und negative Einstellungen gegenüber dem Internet seitens der Unterstützungspersonen sein. Es kann vermutet werden, dass diese Aspekte sowohl im familiären als auch institutionellen Kontext eine wichtige Rolle spielen. Parsons (2006, zitiert in Chadwick et al., 2013) stellte in einer Untersuchung fest, dass jüngere Personen tendenziell eher eine positive Einstellung gegenüber dem Internet haben und die damit verbundenen Vorteile für Menschen mit geistiger Behinderung anzuerkennen scheinen. Ältere Personen, die das Internet selber kaum nutzen, sind dagegen eher skeptisch und gewichten die möglichen Gefahren des Internets viel höher als den potenziellen Nutzen. So gehen sie beispielsweise davon aus, dass das Internet ausserhalb des Fähig-

keitsniveaus von Menschen mit geistiger Behinderung liege, soziale Inklusion und zwischenmenschliche Interaktionen verhindere, Schriftsprachkompetenz voraussetze oder für ältere und schwerer beeinträchtigte Personen generell ungeeignet sei (vgl. Parsons, 2006, zitiert in Chadwick et al., 2013). Aber selbst wenn die Einstellungen der Unterstützungspersonen gegenüber digitalen Medien grundsätzlich positiv sind, garantiert das noch nicht, dass sie die notwendige Unterstützung auch leisten: Wenn es ihre eigentliche Arbeit nicht erleichtert, werden diese Hilfestellungen häufig nicht als integraler Bestandteil des Unterstützungsauftrags gesehen (vgl. Edler und Rath, 2014). Da es oft die kleinen Hilfestellungen sind, die darüber entscheiden, ob jemand in einer Internetaktivität weiterfahren kann und sich dabei als selbstwirksam erlebt oder nicht mehr weiterkommt und abbricht, werden durch diese unterlassenen Hilfeleistungen die Nutzung des Internets und das Interesse an dessen Nutzung stark eingeschränkt (vgl. Bernasconi, 2007; Bühler und Pelka, 2014; Gut, 2012). Ähnliche Probleme sind übrigens auch aus dem Bereich der assistierenden Technologien (AT) und der Unterstützten Kommunikation (UK) bekannt, nämlich dann, wenn die Hilfsmittel zwar vorhanden sind, im Alltag aber nicht eingesetzt werden.

Unzureichende Medienkompetenz: Im Hinblick auf eine stetig wachsende Digitalisierung und Informationalisierung der Gesellschaft ist das Erlernen von Kompetenzen im Umgang mit und in der Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien unabdingbar. Medienkompetenz ist eine Voraussetzung für informationelle Partizipation (vgl. Bosse, 2014; Rössner, 2011). Um überhaupt einen Umgang mit internetfähiger Technologie zu etablieren und längerfristig zu entwickeln, bedarf es einer adäquat vermittelten Medienkompetenz, die vorzugsweise bereits in der Schule verankert ist (vgl. Bosse, 2014; Schäffler, 1999). Für Schorb und Wagner ist ein kompetenter Umgang mit Medien gar Voraussetzung für ein selbstbestimmtes Leben:

Medienkompetenz bestimmt sich inhaltlich aus der Perspektive, Menschen als aktiv Gestaltende ihrer Lebensführung und als aktiv Handelnde im Umgang mit Medien anzusehen. Da die Möglichkeiten zunehmen, sich mit und über Medien auszudrücken, zu kommunizieren und zu interagieren, steigen auch die Anforderungen an die Fähigkeiten der Subjekte, mit diesen Medien umzugehen. Dies betrifft die Kinder und Jugendlichen selbst, aber auch ihr familiäres und soziales Umfeld sowie ihre pädagogischen Bezugspersonen. Da die Medien zunehmend den Alltag durchdringen, ist ein kompetenter Umgang mit Medien notwendig, um ein souveränes und selbstbestimmtes Leben führen zu können. (Schorb und Wagner, 2013, 19)

Die Nutzerinnen und Nutzer sollen Sicherheit im Umgang mit dem Internet und den digitalen Medien gewinnen, sogenannte E-Skills (Grundfähigkeiten im Umgang mit digitalen Medien) erwerben und für die möglichen Gefahren des Internets sensibilisiert werden. Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung sind eher seltener im Internet aktiv und haben darüber hinaus wenig Erfahrung und Übung im Umgang mit internetfähiger Technologie – viele verfügen über eine im Vergleich zur Normalbevölkerung eher geringe Medienkompetenz (vgl. Berger et al., 2010; Chadwick et al., 2013; Waight und Oldreive, 2015). Zwar scheint gemäss der Web 2.0-Studie von Berger et al. (2010) bei Menschen mit einer geistigen oder Lernbehinderung ein grosses Interesse an Medienbildung vorhanden zu sein (vgl. auch Chadwick et al., 2013), allerdings sind die dafür notwendigen Lern- und Arbeitsmaterialien sowie die Bildungsangebote insbesondere für Erwachsene noch unzureichend. Schaut man sich die Kursprogramme der Bildungskubs (Erwachsenenbildung für Menschen mit Lern- und geistiger Behinderung) an, gibt es dort zwar Computerkurse, das Bildungsangebot berücksichtigt aber noch kaum die neueren Medien, wie zum Beispiel Smartphones oder Tablets, obwohl gerade diese relativ einfach durch die Zielgruppe zu bedienen sind. Ausserdem werden Menschen mit geistiger Behinderung meistens nur als Konsumierende von Medien angesehen. Bildungsangebote, die sich mit den Gestaltungsmöglichkeiten im Internet beschäftigen, sind nach wie vor selten (vgl. Schaumburg, 2010). Ein Projekt wie Forum Lichtblick, in dem Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen Beiträge für die Webseite produzieren, bildet hier die grosse Ausnahme (vgl. Forum Lichtblick). Medienkompetenz wird aber nicht nur in formellen Bildungsangeboten erworben. Ebenso entscheidend für ihren Erwerb sind selbstbestimmte und -gesteuerte Aktivitäten im Internet. Weil Menschen mit geistiger Behinderung häufig auf Unterstützung im Umgang mit Informations- und Kommunikationstechnologie angewiesen sind, reduzieren sich diese Lernmöglichkeiten tendenziell. Wie wir bereits gesehen haben, übernehmen oftmals die Eltern oder andere Angehörige die Unterstützerrolle. Problematisch an dieser Konstellation sind eine allenfalls mangelnde Medienkompetenz dieser Personen und vor allem die offene oder verdeckte Einflussnahme auf das Surfverhalten (vgl. Bernasconi, 2007). Sie kann dazu führen, dass nicht diejenigen Inhalte ab- oder aufgerufen werden können, welche die Nutzerinnen und Nutzer eigentlich gerne ansteuern würden. Hilfe und Kontrolle sind hier nah beieinander und verhindern allenfalls die selbstbestimmte Erkundung und Nutzung des WWW. Zusätzlich verhindert eine dauerhaft gegebene Unterstützung auch nachhaltig die Entwicklung von Problemlösekompetenzen (vgl. Bernasconi, 2007) – einer Kernkompetenz im Bereich der E-Skills. Zur Bedeutung von gleichaltrigen Peers für die Erschliessung des Internets und für

den Erwerb von Medienkompetenz sind bislang keine empirischen Befunde im Kontext der E-Inclusion von Menschen mit geistiger Behinderung vorhanden. Die gemeinsame Mediennutzung und die Pflege von sozialen Netzwerken scheint allerdings eine beliebte Freizeitaktivität von Jugendlichen zu sein. Wenn Jugendliche mit geistiger Behinderung an diesen Aktivitäten teilnehmen können und in den Aktivitäten durch ihre Peers Anregung, Hilfe und Unterstützung erhalten, könnte sich dadurch ihre Medienkompetenz steigern – falls nicht dasselbe passiert wie bei der Unterstützung durch die Eltern oder durch andere Familienangehörige (vgl. Bernasconi, 2007).

Unzugängliche Websites: Wie bereits ausgeführt wurde, sind die meisten Internetangebote für Menschen mit geistiger Behinderung nur schwer zugänglich. Sollten sie es geschafft haben, eine bestimmte Website aufzurufen, heisst das noch lange nicht, dass ihnen das darin enthaltene Angebot auch zugänglich ist. Unverständliche Sprache, schlechte Benutzerführung, unübersichtliche Gestaltung, zu viel und schlecht gegliederte Information, aufspringende Pop-ups, Timeouts bei der Eingabe, zu viele Einstellungsoptionen, komplizierte Datenschutzeinstellungen, die Notwendigkeit, Passwörter und Benutzernamen zu erinnern und korrekt einzutippen. All dies und noch weiteres können verunsichern und dadurch die Nutzung des Angebots erschweren, wenn nicht gar verhindern – obwohl internetfähiges Equipment, wie Smartphones, Computer oder Tablets, vorhanden wäre (vgl. Insieme Schweiz et al., 2015; Berger et al., 2010; Bernasconi, 2007; Bühler und Pelka, 2014; Chadwick et al., 2013; George et al., 2014; Gut, 2012; Karreman und van der Geest, 2007; Kennedy et al., 2011; Kurzenberger et al., 2012; Small et al., 2005; Waight und Oldreive, 2015).

Viele dieser hier aufgeführten Barrieren sind auch für Nutzerinnen und Nutzer ohne geistige Behinderung problematisch. So stellen Berger et al. (2010) fest, dass Sprache im weitesten Sinne nicht nur für viele Menschen mit Behinderung, sondern auch für die anderen Internetnutzerinnen und -nutzer eine viel häufigere Barriere darstellt als bisher angenommen. Bereits die Verwendung von Computerterminologie, wie zum Beispiel Fenster oder Maus, kann zu Verwirrung führen. In Bezug auf das Verstehen von Informationen sind deshalb Ansätze wie Easy-to-Read (E2R) oder Leichte Sprache von grösster Bedeutung (vgl. Matausch et al., 2012; Miesenberger und Petz, 2014; Seeman und Cooper, 2015). So haben Karreman et al. (2010) festgestellt, dass auf einer Webseite, die nach den Easy-to-Read-Richtlinien adaptiert wurde, das Finden von Informationen besser gelang, die Lesefähigkeit und das Leseverständnis sich verbesserten und auch Menschen ohne kognitive Beeinträchtigungen von der Anpassung profitierten.

Aber selbst wenn vereinfachte Versionen von Anwendungen verfügbar sind, ist dies den potenziellen Nutzerinnen und Nutzern kaum bekannt. Shpigelman und Gill (2014) untersuchten die Zugänglichkeit von Facebook für geis-

tig behinderte Erwachsene. Die Befragten schätzten, dass sie wie alle anderen auch am sozialen Netzwerk partizipieren konnten. Problematisch waren für sie vor allem die Datenschutzeinstellungen, die häufigen Wechsel im User-Interface und alles, was mit Schrift zu tun hatte. Niemand der Befragten wusste, dass es eine vereinfachte Version von Facebook gibt. An diesem Beispiel zeigt sich deutlich, dass für die weitere Entwicklung des Internets und der Barrierefreiheit eine Orientierung am Universal Design günstiger wäre, als jeweils separate Lösungen für bestimmte Zielgruppen zu entwickeln, von denen die potenziellen Nutzerinnen und Nutzer keine Kenntnis haben.

Anforderungen an die Gestaltung von einfachen Internetbenutzeroberflächen

Um die Anforderungen an die Zugänglichkeit zu definieren, müssen die verschiedenen Funktionen des Internets mit den Merkmalen der jeweiligen Nutzerinnen und Nutzer in Verbindung gebracht werden. Hierfür bietet sich eine Matrix an zwischen dem operationalen Anforderungsprofil verschiedener Internetfunktionen auf der einen Achse und dem Grad der Funktionsfähigkeit bestimmter Nutzergruppen auf der anderen Achse (vgl. Antener et al., 2014).

Für das Thema kognitive Beeinträchtigung beziehungsweise *cognitive accessibility* schlagen Seeman und Cooper (2015) in einem ersten Entwurf die folgenden Kategorien zur Beschreibung der Fähigkeiten der Nutzerinnen und Nutzer vor: Gedächtnis, exekutive Funktionen, schlussfolgerndes Denken, Aufmerksamkeit, Sprache, Sprach- und Symbolverständnis, Schriftsprache, Wahrnehmung, Wissen, Verhalten und Verstehen von sozialen Hinweisen (vgl. Seeman und Cooper, 2015). Dabei betonen sie, dass kognitive Beeinträchtigungen nicht in allen Bereichen vorliegen müssen und für verschiedene Gruppen von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen unterschiedliche Funktionsprofile anzunehmen sind:

It is important to note that people may have limitations in one area and not in other areas. For example, a person with dyslexia may have above-average reasoning, but impaired visual memory and literacy skills. A person with Down Syndrome may have an above-average visual memory, but impaired judgment. (Seeman und Cooper, 2015)

Diese kognitiven Funktionen lassen sich als Prozesse verstehen, durch die ein Individuum Wissen über die Umwelt erwirbt und strukturiert und seine Handlungen plant und realisiert. Probleme bei der Bewältigung kognitiver Anforderungen ergeben sich bei Menschen mit einer geistigen Behinderung vor allem

aufgrund von Einschränkungen in der Aufmerksamkeitsregulation, den Informationsverarbeitungsprozessen und der Planung und Kontrolle von Arbeitsschritten bei der Problemlösung. Diese behindern nicht nur den Erwerb von (Welt-)Wissen und Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern ebenso das Lernen von praktischen und sozial-emotionalen Fähigkeiten, die für die Alltagsbewältigung von entscheidender Bedeutung sind (vgl. Sarimski, 2013, 49 f.). Bezüglich der für die Internetnutzung relevanten kognitiven Fähigkeiten lassen sich die Voraussetzungen von Menschen mit geistiger Behinderung wie folgt charakterisieren:

- › verlangsamte Arbeitsgeschwindigkeit
- › reduzierte Kapazität des Arbeitsgedächtnisses, Schwierigkeiten insbesondere mit Aufgaben, die aktive mentale (vor allem sprachliche) Verarbeitungsprozesse erfordern, Schwierigkeiten mit dem Speichern und Abrufen von Informationen
- › reduzierte Hemmung von Reaktionen auf irrelevante Reize
- › unzureichende Planung und Kontrolle von Arbeitsschritten bei Problemlöseprozessen (vgl. Sarimski, 2013, 50f.).

Mit diesen Einschränkungen verbunden sind eine – im Gruppenvergleich zu nichtbehinderten Peers – erhöhte Neigung zu Vermeidungsstrategien bei herausfordernden Aufgaben, eine reduzierte Erfolgszuversicht und eine stärkere Aussengerichtetheit, das heisst eine verstärkte Orientierung an sozialen Hinweisen (vgl. Sarimski, 2013). Damit lässt sich auch erklären, weshalb Menschen mit geistiger Behinderung Schwierigkeiten, denen sie im Internet begegnen, seltener als bewältigbare Herausforderung taxieren, sondern sie zum Anlass nehmen, die Aktivität abzubrechen und sich etwas anderem zuzuwenden.

Auf der Grundlage dieser Erkenntnisse wurden im Projekt «Einfach Surfen»⁵ Richtlinien zur Gestaltung von Websites erarbeitet. Diese orientieren sich

5 Das Projekt «Einfach Surfen» wurde von Insieme Schweiz, der Stiftung «Zugang für Alle» und der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW durchgeführt (Laufzeit 2013–2015). Das Projekt wurde vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen mitfinanziert und erhielt von anderen Stiftungen weitere kleinere Beiträge. Es zielte darauf ab, die Partizipationschancen von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen im Internet nachhaltig zu fördern. Durch die Aufarbeitung des aktuellen Forschungsstandes und die Bereitstellung von wissenschaftlich fundierten Daten wurde der Handlungs- und Entwicklungsbedarf zum Thema erhoben und die wissenschaftliche Grundlegung für die Erarbeitung von Richtlinien zur Gestaltung von für die Zielgruppe barrierefreien Websites geschaffen. Der Bedarf an weiterführenden (Nachfolge-)Projekte wurde ausgewiesen. Richtlinien zur Gestaltung von barrierefreien Websites (*Web-Accessibility* für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen) wurden erarbeitet und in einer Pilotphase exemplarisch auf drei Websites umgesetzt und mittels User-Tests überprüft. Auf dieser Basis wurde ein Leitfaden

an der oben diskutierten Matrix und berücksichtigen in den beiden Dimensionen folgende Aspekte (vgl. Insieme Schweiz et al., 2015):

- › Elemente der Nutzeroberfläche: Text, Schrift, Inhalte, Navigation, Orientierung, Interaktion, Formulare, Suche, Fehlermeldungen, Captchas, Gestaltung, bildliche Darstellungen, Multimedia, Hilfestellung, Datenschutz
- › kognitive Anforderungen: Denken, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Wahrnehmung, Sprachkenntnisse, Kommunikation.

In einer qualitativen Studie (vgl. Antener und Calabrese, 2014) wurden drei mehr oder weniger entsprechend den Richtlinien gestaltete Websites geprüft. Es wurde erhoben, wie zwölf Erwachsene mit einer leichten bis mittelgradigen geistigen Behinderung diese Websites wahrnehmen und wie sie sich darauf zurechtfinden. Die erhobenen Daten zeigten deutlich, dass alle von den Testpersonen wahrgenommenen Schwierigkeiten mit unzureichend umgesetzten Aspekten der Richtlinien gekoppelt waren. Schwierigkeiten ergaben sich im Besonderen im Bereich der Orientierung und Navigation mit dem Scrolling, der Menüleiste und den von der Website wegführenden Links. Auch unübersichtliche und kompliziert auszufüllende Anmeldeformulare erwiesen sich als Hindernis. Unübersichtliche Inhalte sowie eine geringe Trennschärfe zwischen den Themen verunsicherten die Testpersonen und schränkten deren Orientierung auf der jeweiligen Website ein. Nicht durchgängig angewandte Regeln für Leichte Sprache minderten die Verständlichkeit stark. Hier zeigt sich besonders deutlich, dass der inhaltlichen Barrierefreiheit (Strukturierung und Darstellung der Inhalte, leicht lesbare und für die Zielgruppe verständliche Sprache) grösste Bedeutung zukommt. Nur eine vollständige und konsequente Umsetzung der oben genannten Richtlinien sichert die Zugänglichkeit des Internets für Menschen mit geistiger Behinderung. Ein bisschen barrierefrei funktioniert nicht (vgl. Antener und Calabrese, 2014).

Die Erfordernisse zur Barrierefreiheit für Menschen mit geistiger Behinderung unterscheiden sich von denjenigen anderer Gruppen mit kognitiven Beeinträchtigungen. In Bezug auf die Gestaltung von Websites ist entsprechend zu prüfen, inwiefern die Richtlinien der WCAG 2.0 mit den gruppenspezifischen Merkmalen und Anforderungen korrespondieren. Antener et al. (2014) postulieren, dass unterschieden werden muss zwischen generellen Anforderungen an einfach zu benutzende Websites und spezifischeren Anforderungen für Menschen mit geistigen Behinderungen, die weitergehende kognitive Beeinträchtigungen aufweisen. Die ersteren gelten demzufolge für alle Websites –

zur Gestaltung von barrierefreien Websites erstellt und als Broschüre in einer Print- und einer Online-Version publiziert (Download unter www.einfachsurfen.ch).

inklusive Online-Shops, E-Banking, Informationsportale und so weiter. Sie adressieren die Bedürfnisse von Menschen mit eingeschränkten Schriftsprachenkenntnissen, Fremdsprachigkeit oder verschiedenen – eher leichteren – kognitiven Beeinträchtigungen ebenso wie diejenigen ungeübter Internetnutzerinnen und -nutzer oder älterer Menschen. Die Zweiteren sind auf die Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung zugeschnitten. Sie sind überall dort einzuhalten, wo sich Internetangebote explizit an diese Gruppe wenden. Diese spezifischeren Anforderungen interferieren teilweise mit anderen Aspekten der Barrierefreiheit, die beispielsweise für Menschen mit motorischen oder sensorischen Beeinträchtigungen zentral sind. Es ist deshalb fraglich, inwiefern sie sich im Sinne des Universal Designs für alle Websites umsetzen lassen. Die konfligierenden Ansprüche können teilweise aufgelöst werden, indem auf der primären Webseite auf eine weitere – für die Zielgruppe der Menschen mit geistiger Behinderung zugängliche – Webseite verlinkt wird; beispielsweise mit dem Hinweis «Hier geht es zur Information in Leichter Sprache». Dies führt allerdings zu einem erhöhten Aufwand für die Betreuung der Website, denn beide Seiten müssen gestaltet und aktualisiert, das heisst auch redaktionell bearbeitet werden.

Wie auch immer mit den verschiedenen Ansprüchen und Erfordernissen umgegangen wird: Beide Aspekte – einfache Nutzung und spezifische Erfordernisse für Menschen mit geistiger Behinderung – sollten zwingend in die Planung von Internetangeboten und in die Beratung zur Zugänglichkeit von Informations- und Kommunikationstechnologien einbezogen werden.

Schlussbemerkungen

Das Internet ist zu einem Alltagsmedium geworden, das für die Teilhabe und Teilnahme in vielen gesellschaftlichen Bereichen unverzichtbar geworden ist. Viele Menschen mit Behinderungen profitieren davon, kompensiert es doch teilweise ihre eingeschränkten Partizipationsmöglichkeiten, gerade auch was die Pflege von sozialen Netzwerken sowie den Zugang zu Dienstleistungen und zu Informationen anbelangt. Gleichzeitig sind sie darauf angewiesen, dass die Internetangebote hindernisfrei sind, damit sie diese nutzen können. Durch die Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention hat sich die Schweiz verpflichtet, den Zugang zu Information und Kommunikation barrierefrei zu gestalten beziehungsweise Massnahmen zu treffen, um die vorhandenen Mängel zu bessern. Wie gezeigt wurde, reicht das bloss Zur-Verfügung-Stellen von barrierefreier Informations- und Kommunikationstechnologie dazu nicht aus. Für die Zielgruppe Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen braucht es

Anstrengungen auf verschiedenen Ebenen, um die Zugänglichkeit des Internets so zu verbessern, dass sie einfach surfen können.

Einerseits müssen Websites zugänglich (*accessible*) sein. Dazu gehört, dass die Merkmale und Voraussetzungen von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen bei der Gestaltung von Websites berücksichtigt werden. Wenn die Zugänglichkeit für Menschen mit einer geistigen Behinderung erreicht werden soll, ist eine im allgemeinen Sinn einfach zu nutzende Benutzeroberfläche nicht ausreichend. Es müssen spezielle Anforderungen berücksichtigt werden, wie sie beispielsweise in den Richtlinien von «Einfach Surfen» zu finden sind. Ein zentraler Aspekt ist hier die inhaltliche Barrierefreiheit (übersichtliche und klar strukturierte Inhalte, leichte Sprache). Aktuell gibt es viel zu wenige – das heisst fast keine – Websites, die für Menschen mit geistiger Behinderung zugänglich sind.

Andererseits müssen auch die Gelegenheit zur Internetnutzung und die Möglichkeit zum Erwerb von E-Skills und Medienkompetenz gegeben sein. Menschen mit Lern- oder geistiger Behinderung sind in hohem Mass abhängig von anderen Personen, die ihnen den Zugang zum Internet ermöglichen und sie beim Zurechtkommen mit dem Internet unterstützen. Neben diesen interpersonellen bilden auch strukturelle und institutionelle Faktoren Hindernisse für die Internetnutzung. Um die digitale Kluft zu schliessen und die E-Inclusion von Menschen mit geistiger Behinderung voranzutreiben, müssen die kontextuellen Faktoren beachtet und entsprechende Anstrengungen unternommen werden (vgl. Antener et al., 2014): So braucht es neben der Sensibilisierung für die Notwendigkeit der E-Inclusion auch spezifische Bildungsangebote für Menschen mit einer Lern- oder geistiger Behinderung, für deren Assistenzpersonen und für deren Peers. Und es braucht mehr Websites und Webseiten, die für diese Zielgruppe interessant und zugänglich sind.

Literatur

- Antener, Gabriela, Anton Bolting und Stefania Calabrese (2014). Easy to Surf – What Makes Websites Accessible to People with Intellectual and Learning Disabilities, in: Miesenberger, Klaus et al. (Hrsg.). Computers Helping People with Special Needs, 14th International Conference, ICCHP 2014, Paris, France, July 9–11, 2014, Proceedings, Part I, 8547. Heidelberg: Springer, 157–160.
- Antener, Gabriela und Stefania Calabrese (2014). Projekt «Einfach Surfen» – Evaluationsbericht der User-Tests. Olten: unveröffentlichter Forschungsbericht. Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.

- Beck, Iris (2014). Die Ausführliche Rezension: Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2013). Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen, *VHN – Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 83(4): 359–363.
- Beck, Iris und Heinrich Greving (2012). *Lebenslage und Lebensbewältigung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Berger, Andrea, Thomas Caspers, Jutta Croll, Jörg Hofman, Herbert Kubicek, Ulrike Peter, Diana Ruth-Janneck und Thilo Trump (2010). Web 2.0/barrierefrei. Eine Studie zur Nutzung von Web 2.0 Anwendungen durch Menschen mit Behinderungen. Bonn: Aktion Mensch.
- Bernasconi, Tobias (2007). *Barrierefreies Internet für Menschen mit geistiger Behinderung. Eine experimentelle Pilotstudie zu technischen Voraussetzungen und partizipativen Auswirkungen*. Frankfurt am Main: BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.
- Bosse, Ingo (2014). Zur Rolle der Medienpädagogik im Inklusionsprozess, *VHN – Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 83(2): 149–153.
- Bühler, Christian und Bastian Pelka (2014). Empowerment by Digital Media of People with Disabilities, in: Miesenberger, Klaus et al. (Hrsg.). *Computers Helping People with Special Needs*, 14th International Conference, ICCHP 2014, Paris, France, July 9–11, 2014, Proceedings, Part I, 8547. Heidelberg: Springer, 17–24.
- Bundesamt für Gesundheit (BAG), Schweizerische Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren (GDK) (Hrsg.) (2013). *Nationale Demenzstrategie 2014–2017*. Bern: GDK.
- Bundesamt für Statistik (2012a). Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen – Daten, Indikatoren. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/20/06/blank/key/01.html> (Zugriff: 20.03.2015).
- Bundesamt für Statistik (2012b). Medienmitteilung Psychische Gesundheit in der Schweiz. Gesundheitsmonitoring 2012. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/14/22/press.html?pressID=7933> (Zugriff: 20.03.2015).
- Bundesamt für Statistik (2014). Informationsgesellschaft – Gesamtindikatoren. http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/16/04/key/approche_globale.set.301.html (Zugriff: 07.03.2015).
- Bundesamt für Statistik (2015a). BFS aktuell. Statistik der sozialmedizinischen Institutionen 2013. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.html?publicationID=6330> (Zugriff: 27.03.2015).
- Bundesamt für Statistik (2015b). BFS aktuell. Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen – Behinderung und Wohnverhältnisse. <https://www>.

- bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/wirtschaftliche-soziale-situation-bevoelkerung/gleichstellung-menschen-behinderungen.assetdetail.349049.html (Zugriff: 28.03.2021).
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2013). Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen. Bonn: Referat Information, Publikation, Redaktion.
- Chadwick, Darren, Caroline Wesson und Chris Fullwood (2013). Internet Access by People with Intellectual Disabilities: Inequalities and Opportunities, *Future Internet*, 5(3): 376–397.
- Cloerkes, Günther, Kai Felkendorff und Jörg Michael Kastl (2014). «Nicht in der Spur» – Erfahrungen und Analysen über Behinderung aus sieben Jahrzehnten, in: Kastl, Jörg Michael und Kai Felkendorff (Hrsg.). *Behinderung, Soziologie und gesellschaftliche Erfahrung: im Gespräch mit Günther Cloerkes*. Wiesbaden: Springer VS, 47–120.
- Cognitive and Learning Disability Task Force. <http://www.w3.org/WAI/PF/cognitive-all-y-tf/> (Zugriff: 07.03.2015).
- Dederich, Markus (2009). Behinderung als sozial- und kulturwissenschaftliche Kategorie, in: Dederich, Markus und Wolfgang Jantzen (Hrsg.). *Behinderung und Anerkennung*. Stuttgart: Kohlhammer, 15–40.
- Design for All. <http://designforall.org/design.php> (Zugriff: 09.03.2015).
- Deutsches Institut für medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) (Hrsg.) (2015). ICD-10-GM Version 2015. <http://www.dimdi.de/static/de/klasi/icd-10-gm/kodesuche/onlinefassungen/htmlgm2015/> (Zugriff 25.03.2015).
- Dyslexie Schweiz. <https://www.verband-dyslexie.ch> (Zugriff: 07.03.2015).
- Edler, Cordula und Matthias Rath (2014). People with Learning Disabilities Using the iPad as a Communication Tool – Conditions and Impact with Regard to e-inclusion, in: Miesenberger, Klaus et al. (Hrsg.). *Computers Helping People with Special Needs, 14th International Conference, ICCHP 2014, Paris, France, July 9–11, 2014, Proceedings, Part 1*, 8547. Heidelberg: Springer, 177–180.
- Einfach für alle (2013). Das Angebot der Aktion Mensch für ein barrierefreies Internet – Web Content Accessibility Guidelines. <http://www.einfach-fuer-alle.de/wcag2.0> (Zugriff: 16.10.2013).
- Fornefeld, Barbara (2013). *Grundwissen Geistigbehindertenpädagogik*. 5. Aufl. München: Reinhardt.
- Forum Lichtblick – Die Website von Menschen mit und ohne Handicap. <http://www.forum-lichtblick.ch> (Zugriff: 20.03.2015).
- Fragile Suisse. Zahlen und Fakten Hirnverletzung. <http://www.fragile.ch/hirn-verletzung/zahlen-und-fakten-hirnverletzung/> (Zugriff: 20.03.2015).

- George, Julia, Nils Dietzsch, Michael Bier, Hannes Zirpel, Alexander Perl und Susanne Robra-Bissantz (2014). Testing the Perceived Ease of Use in Social Media. Acceptance Testing for People with Intellectual and Cognitive Disabilities, in: Miesenberger, Klaus et al. (Hrsg.). *Computers Helping People with Special Needs*, 14th International Conference, ICCHP 2014, Paris, France, July 9–11, 2014, Proceedings, Part I, 8547. Heidelberg: Springer, 169–176.
- Gut, Cornelius (2012). Barrieren und Förderfaktoren für Menschen mit geistiger Behinderung im SocialWeb. Unveröffentlichte Masterthesis an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit.
- Insieme Schweiz, Stiftung «Zugang für Alle» und Hochschule für Soziale Arbeit FHNW (Hrsg.) (2015). Einfach surfen. Ein Leitfaden zur Gestaltung von einfachen Internet-Benutzeroberflächen für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen. <http://einfachsurfen.ch> (Zugriff: 15.03.2015).
- Jacobs, Ian (2014). Press Release: The World Celebrates 25 Years of the Web. <http://webat25.org/news/press-release-the-world-celebrates-25-years-of-the-web> (Zugriff: 07.03.2015).
- Karremen, Joyce und Thea van der Geest (2007). Accessible Website Content Guidelines for Users with Intellectual Disabilities, *Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities*, 20(6): 510–518.
- Kennedy, Helen, Simon Evans und Siobhan Thomas (2011). Can the Web Be Made Accessible for People with Intellectual Disabilities? *The Information Society*, (27)1: 29–39.
- Kurzenberger, Stephan, Ulrich Niehoff und Helmut Walther (2012). Barrierefreiheit für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung – Ergebnisse einer Befragung, *Teilhabe*, (23)3: 121–126.
- Matausch, Kerstin, Birgit Peböck und Franz Pühretmair (2012). Accessible Content Generation an Integral Part of Accessible Web Design, *Procedia Computer Science*, 14: 274–282.
- Mensch zuerst. Dafür kämpfen wir: Wir wollen Menschen mit Lernschwierigkeiten genannt werden! http://www.menschzuerst.de/was_mensch.html (Zugriff: 20.03.2015).
- Miesenberger, Klaus und Andrea Petz (2014). «Easy-to-Read on the Web». State of the Art and Needed Research, in: Miesenberger, Klaus et al. (Hrsg.). *Computers Helping People with Special Needs*, 14th International Conference, ICCHP 2014, Paris, France, July 9–11, 2014, Proceedings, Part I, 8546. Heidelberg: Springer, 161–168.
- Multiple Sklerose – eine Krankheit mit vielen Gesichtern. <http://www.ms-diagnose.ch/de/ms-verstehen/zahlen-fakten/index.php> (Zugriff: 20.03.2015).

- Naguib, Tarek (2011). Pflichten der Betreiberinnen – Rechtsansprüche der Benutzer, in: Stiftung «Zugang für Alle» (Hrsg.). Schweizer Accessibility-Studie 2011. Bestandesaufnahme der Zugänglichkeit bedeutender Schweizer Websites für Menschen mit Behinderungen, 9–14. http://www.access-for-all.ch/images/Accessibilty_Studie/Accessibility_Studie_2011_de_komplett.pdf (Zugriff 07.03.2015).
- Neuhäuser, Gerhard und Hans-Christoph Steinhausen (2013). Epidemiologie, Risikofaktoren und Prävention, in: Neuhäuser, Gerhard et al. (Hrsg.). *Geistige Behinderung: Grundlagen, Erscheinungsformen und klinische Probleme, Behandlung, Rehabilitation und rechtliche Aspekte*. 4., vollst. überarb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Petz, Andrea und Klaus Miesenberger (2014). Roadmap to eAccessibility, in: Miesenberger, Klaus et al. (Hrsg.). *Computers Helping People with Special Needs*, 14th International Conference, ICCHP 2014, Paris, France, July 9–11, 2014, Proceedings, Part I, 8547. Heidelberg: Springer, 324–331.
- Richtlinien für barrierefreie Webinhalte (WCAG) 2.0. <http://www.w3.org/Translations/WCAG20-de/> (Zugriff: 07.03.2015).
- Rössner, Michael (2011). Partizipation, Exklusion und Inklusion von jugendlichen Mediennutzern im Internet: Zur lebensweltlichen Relevanz der barrierearmen Zugänglichkeit. Eine empirische Studie. Dissertation an der wirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen.
- Sarimski, Klaus (2013). Psychologische Theorien geistiger Behinderung, in: Neuhäuser, Gerhard et al. (Hrsg.). *Geistige Behinderung Grundlagen, Erscheinungsformen und klinische Probleme, Behandlung, Rehabilitation und rechtliche Aspekte*, 4., vollst. überarb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, 44–58.
- Schäffler, Michael (1999). Internet – ein Medium auch für Menschen mit einer geistigen Behinderung?, in: Lamers, Wolfgang (Hrsg.). *Computer- und Informationstechnologie. Geistigbehindertenpädagogische Perspektiven*. Düsseldorf: Verlag Selbstbestimmtes Leben, 336–345.
- Schalock, Robert L. et al. (Hrsg.) (2010). *Intellectual disability: Definition, classification, and systems of supports*, 11th ed. Washington: American Association on Intellectual and Developmental Disabilities.
- Schaumburg, Melanie (2010). Medienpädagogische Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung, Heilpädagogik online, 9(01/10): 5–19. http://www.heilpaedagogik-online.com/2010/heilpaedagogik_online_0110.pdf (Zugriff: 18.03.2015).
- Schorb, Bernd und Ulrike Wagner (2013). Medienkompetenz – Befähigung zur souveränen Lebensführung in einer mediatisierten Gesellschaft, in:

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend – BMFSFJ (Hrsg.), Medienkompetenzförderung für Kinder und Jugendliche. Eine Bestandesaufnahme, 18–23. http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Medienkompetenzf_C3_B6rderug-f_C3_BCr-Kinder-und-Jugendliche.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf (Zugriff: 08.06.2015).
- Seeman, Lisa und Micheal Cooper (Hrsg.) (2015). Cognitive Accessibility User Research. W3C First Public Working Draft. <http://www.w3.org/TR/coga-user-research/> (Zugriff: 15.01.2015).
- Shpigelman, Carmit-Noa und Carol J. Gill (2014). How to Make Online Social Networks Accessible for Users with Intellectual Disability?, in: Miesenberger, Klaus et al. (Hrsg.). Computers Helping People with Special Needs, 14th International Conference, ICCHP 2014, Paris, France, July 9–11, 2014, Proceedings, Part I, 8547, Heidelberg: Springer, 471–477.
- Small, Jeon, Pamela Schallau, Karen Brown und Richard Appleyard (2005). Web accessibility for people with cognitive disabilities. CHI'05 Extended Abstracts on Human Factors in Computing Systems. Portland, OR, USA: ACM: 1793–1796.
- Stiftung «Zugang für Alle» (Hrsg.) (2011): Schweizer Accessibility-Studie 2011. Bestandesaufnahme der Zugänglichkeit bedeutender Schweizer Websites für Menschen mit Behinderungen. http://www.access-for-all.ch/images/Accessibilty_Studie/Accessibility_Studie_2011_de_komplett.pdf (Zugriff: 07.03.2015).
- Stöppler, Reinhilde (2014). *Einführung in die Pädagogik bei geistiger Behinderung*. München: Reinhardt.
- United Nations (2006). Conventions on the Rights of Persons with Disabilities. New York: United Nations.
- Waight, Mary und Warren Oldreive (2015). Accessible Websites – What is Out There?, *British Journal of Learning Disabilities*, doi: 10.1111/bld.12119.
- Weisser, Jan (2005). *Behinderung, Ungleichheit und Bildung einer Theorie der Behinderung*. Bielefeld: transcript.
- World Wide Web Consortium (2013). Web Accessibility Initiative. <http://www.w3.org/WAI/> (Zugriff: 22.12.2013).
- Zimpel, André Frank (2009). Geistige Behinderung. http://www.inklusion-lexikon.de/GeistigeBehinderung_Zimpel.php (Zugriff: 20.03.2015).

Stiftung Arkadis, Medizinisch-Therapeutischer Dienst, Olten, Mai 2014

Die Ergotherapie richtet sich an Kinder aller Altersstufen mit Schwierigkeiten im Bereich der Bewegung oder Wahrnehmung. Sie fördert das praktische Handeln und führt damit zu grösstmöglicher Selbstständigkeit im Alltag. Die Handfertigkeit wird beim Kochen, Hantieren mit Holz, Ton oder, wie hier, beim Turmbau geübt.

Gelebte Teilhabe – ein Praxisbeispiel

Luzia Aregger und Urs Schäfer

Einleitung

Seit Sommer 2013 betreibt die Stiftung Arkadis in ihrem Bereich «Schärenmatte – Wohnen und Ateliers» im Rahmen des Arbeitsangebotes für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung ein Kommunikationsatelier. In diesem Beitrag werden eingangs die Schärenmatte vorgestellt, der Begriff kognitive Beeinträchtigung im Sprachgebrauch der Stiftung Arkadis definiert und dann Menschen mit einer entsprechenden Beeinträchtigung vorgestellt. Weiter soll aufgezeigt werden, was Partizipation im Alltag konkret bedeutet und wie diese durch Unterstützte Kommunikation (UK) gefördert werden kann.

Schärenmatte – Wohnen und Ateliers

Im Jahre 1972 wurde die Stiftung Arkadis zugunsten von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen und/oder cerebralen Lähmungen gegründet. In ihrem Leitbild beschreibt sie sich wie folgt:

(Die Stiftung ist ein Dienstleistungs- und Fachzentrum für) Erwachsene mit einer Behinderung, primär mit einer kognitiven Beeinträchtigung und/oder cerebralen Bewegungsstörung, die privat oder in unserer Institution leben; Kinder und Jugendliche inklusive ihrem Umfeld mit einer Behinderung, Entwicklungsbeeinträchtigung oder -gefährdung sowie mit einem besonderen gesundheitlichen oder sozialen Unterstützungsbedarf. (Stiftung Arkadis, Leitbild, 2012)

In der Schärenmatte, einer Einrichtung der Stiftung Arkadis, die mitten in einem Wohnquartier in Olten im Kanton Solothurn liegt, leben und/oder arbeiten erwachsene Klientinnen und Klienten mit einer kognitiven Beeinträchtigung und/oder Mehrfachbehinderungen ab dem 18. Lebensjahr, die umfassende Unterstützung und Begleitung beanspruchen. Insgesamt werden mehr als 50 Menschen betreut. In den altersgemischten insgesamt neun Wohngruppen leben jeweils vier bis fünf Menschen mit Behinderungen zusammen. Während fünf Tagen der Woche arbeiten die Bewohnerinnen und Bewohner

sowie die von extern kommenden Frauen und Männer mit einer kognitiven Beeinträchtigung in den verschiedenen, thematisch vielfältigen Ateliers. Neben dem Kommunikationsatelier bestehen ein Mode-, Kreativ-, Werk- sowie ein Naturatelier.

In der Schärenmatte gehen wir davon aus, dass Menschen mit Behinderungen, insbesondere auch mit kognitiven Beeinträchtigungen nicht einfach fixen Charakteristiken zugeordnet werden können, sondern dass sich diese Menschen kontextbezogen ständig weiterentwickeln, Neues dazulernen und somit auch ihr Handeln und Verhalten stetigen Veränderungen unterliegt. Thimm beschreibt diesen Prozess als Wechselspiel zwischen potenziellen Fähigkeiten und den Anforderungen der konkreten Umwelt:

Die geistige Behinderung eines Menschen wird als komplexer Zustand aufgefasst, der sich unter dem vielfältigen Einfluss sozialer Faktoren aus medizinisch beschreibbaren Störungen entwickelt hat. Die diagnostizierbaren prä-, peri- und postnatalen Schädigungen erlauben keine Aussagen zur geistigen Behinderung eines Menschen. Diese bestimmt sich vielmehr aus dem Wechselspiel zwischen seinen potentiellen Fähigkeiten und den Anforderungen seiner konkreten Umwelt. (Thimm, zitiert in Fornefeld, 2004, 50)

Kognitive Beeinträchtigung ist demnach kein fixierter Zustand, der sich beispielsweise aus einer somatischen Hirnschädigung ergibt, sondern entwickelt und verändert sich vielmehr in einer Wechselwirkung mit der die Person umgebenden Umwelt (vgl. dazu auch Speck, 2005, 69).

Ziel der Arbeit in der Schärenmatte ist es daher, eine Umgebung und ein soziales Umfeld zu schaffen, das es Menschen mit Behinderungen ermöglicht, sich zu entfalten, Fähigkeiten (weiter-)zuentwickeln und möglichst am sozialen Leben teilzuhaben. Die Kommunikation spielt dabei in diesem Prozess eine bedeutsame Rolle, denn sie ist eine der zentralen Voraussetzungen für die Teilhabe an der Gesellschaft.

Doch was genau bedeutet denn eigentlich Teilhabe oder Partizipation? Unter Partizipation wird meist die Forderung verstanden, Betroffene verstärkt an Entscheidungsfindungsprozessen des Staates (Nation, Kanton oder Gemeinde), der Gesellschaftssysteme (Betriebe, Verbände, Familien) sowie der Institutionen der Gesellschaft (Verbände, Stiftungen, Parteien) teilhaben zu lassen (vgl. Moser, 2010, 73). Dabei wird immer wieder auch die Bedeutung der Vielfalt bei der Partizipation betont, wie hier von Elisabeth Wacker:

Partizipation bedeutet auch, dass die Vielfältigkeit der Menschheit, einen Gewinn für die Entwicklung des Menschen ist; wir brauchen ganz verschiedene Menschen, damit die Welt sich dreht. (Wacker, 2005, 9)

Partizipation im Sinne von Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am eigenen und gesellschaftlichen Leben setzt bei einigen auch Hilfestellungen durch Begleitpersonen voraus, und zwar nicht nur direkte, sondern auch politische oder institutionelle. Im sozialpädagogischen Kontext sind Betreuungspersonen im Alltag immer wieder stark gefordert, um dieser berechtigten Forderung auch gerecht zu werden, vor allem im kommunikativen Bereich. Doch stellt man sich dieser Forderung, können Entwicklungen geschehen und Erfahrungen gesammelt werden, die auch anderen wiederum zugutekommen. Dabei ist es zentral, dass Partizipation sukzessiv und bewusst aufgebaut wird, um Überforderungen (auf beiden Seiten) möglichst zu vermeiden.

Unterstützte Kommunikation

Partizipation ist bedingungslos mit Kommunikation verknüpft, wie schon in der ursprünglichen Bedeutung von kommunizieren deutlich wird:

Die ursprüngliche Bedeutung *communicare* (lateinisch) bedeutet, die Kommunikation teilen, mitteilen, teilnehmen lassen, gemeinsam machen, vereinigen. (Tümmel, zitiert in Bollmeyer, 2011, 16)

Um zu kommunizieren, brauchen in der Kommunikation beeinträchtigte Menschen Hilfsmittel, und zwar technischer Art, wie zum Beispiel einen Sprachcomputer, oder nichttechnischer Art, wie zum Beispiel eine Kommunikationstafel oder Piktogramme. Die Ausprägung solcher kommunikativen Hilfsmittel ist dabei abhängig von den individuellen Fähigkeiten und Ressourcen der betroffenen Person. Ziel der sogenannten Unterstützten Kommunikation (UK) ist dabei immer eine Erweiterung der kommunikativen Möglichkeiten bei Menschen mit ungenügender oder keiner Lautsprache, und zwar multimodal. Multimodalität bedeutet, dass verschiedene Kommunikationsformen gleichzeitig eingesetzt werden. Dies trägt dazu bei, dass die Mitteilung der unterstützten kommunizierenden Person einerseits oft besser verstanden wird, da sie eben auf verschiedenen Wahrnehmungskanälen gleichzeitig aufgenommen werden kann, wie zum Beispiel über das Gehör (Lautsprache), das Sehen (visualisierte Gegenstände) und durch den Tastsinn (Berühren des Kommunikationspartners). Andererseits erleichtert die Multimodalität Menschen mit einer Beeinträchtigung auch den Zugang zur Kommunikation an sich.

Die zur Verfügung stehenden Kommunikationssysteme sind vielfältig (siehe Tabelle 1). Es wird unterschieden zwischen körpereigenen Kommunikationsformen, die sämtliche Kommunikationsmöglichkeiten beinhalten, die mit

Hilfe des Körpers vollzogen werden, sowie nichtelektronischen und elektronischen Kommunikationshilfen.

Tabelle 1: Kommunikationssysteme

Körpereigene Kommunikationsformen	Nichtelektronische Kommunikationshilfen	Elektronische Kommunikationshilfen
Nutzung von Lautsprache sowie Lautspracheresten (wenige einzelne Wörter)	Kommunikationstafeln, Kommunikationsordner (Sammlung von Themen in Bildform in einem Ordner)	Kompaktgeräte als speziell entwickelte Sprech-Ersatz-Geräte
Blickbewegungen		Handelsübliche Kleincomputer (Tablet) mit besonderen Aus-rüstungen (Apps) und Program-men für die Kommunikation
Mimik	Kommunikationsbücher mit konkreten Objekten	
Zeigebewegungen	Einzelne Bild- oder Wort-karten	
Individuelle Zeichen, zum Beispiel für ja/nein		
Gebärden		
Fingeralphabet		
Individuelle Systeme		

Quelle: Eigene Erarbeitung.

Durch die Multimodalität wird in der sozialpädagogischen Arbeit eine Kom-munikation überhaupt erst ermöglicht und eine Kommunikationskultur gestal-tet, in der verschiedene Formen der Kommunikation gelebt werden können. Dadurch wird unter anderem auch eine Möglichkeit geboten, dass Menschen mit einer kognitiven oder sonstigen ihre Kommunikation einschränkenden Beeinträchtigung ihr Interesse füreinander überhaupt erst kommunizieren können.

Das Konzept des Kommunikationsateliers

Die rund 50 in der Schärenmatte arbeitenden Menschen konnten oder können sich seit rund zwei Jahren ganz im Sinne der Partizipation neu auch für einen Arbeitsplatz in einem Atelier bewerben. Nach einem Aufnahmeverfahren und der bestandenen Probezeit finden regelmässig Standortbestimmungen in Form von Einzelgesprächen und Beobachtungen statt, um zu evaluieren, ob die Ate-lierwahl noch stimmig ist oder ob allenfalls Anpassungen und Veränderungen

des jeweiligen Arbeitsortes vorgenommen werden müssen. Dabei wird auch das Umfeld der betreffenden Klientinnen und Klienten einbezogen.

Das Kommunikationsatelier wurde im Sommer 2013 eröffnet, mit dem Ziel, vor allem auch jüngere Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung ihren Interessen und Ressourcen entsprechend sinnvolle Tätigkeiten und Arbeiten anzubieten, die sich unter dem Überbegriff Kommunikation subsumieren lassen. Dabei ging es auch darum, kommunikative Kompetenzen im Alltag zu schaffen, zu erweitern, aber auch zu sichern. Ein Teil der Jugendlichen im Atelier wurde in der Schule von klein auf mit UK-Hilfsmitteln gefördert. Neben der Gebärdensprache nach Anita Portmann (Portmann, 2012) kommunizieren diese jungen Erwachsenen selbstbewusst mit dem iPad, können schon recht gut mit dem Computer umgehen und bringen zudem ein hohes Interesse an technischen Hilfsmitteln und entsprechende Erfahrungen mit. Aufgrund der erlernten multimodalen Ausdrucksweise weisen sie bereits hohe kommunikative Kompetenzen auf, was in der Folge eben auch eine Anpassung unserer Arbeitsangebote zur Folge hatte. Des Weiteren war mit der Schaffung des Kommunikationsateliers das Ziel verbunden, bei uns arbeitenden Menschen eine abwechslungsreiche, interessante und sinnvolle Arbeit im kommunikativen Bereich anzubieten. Dazu braucht es eine aktive Teilhabe aller Personen am Arbeitsprozess.

Im Kommunikationsatelier werden die individuellen Kommunikationsformen so gestaltet, dass unter anderem durch UK Barrieren in der Kommunikation minimiert oder sogar abgebaut werden können. Die Begleitpersonen im Kommunikationsatelier sind gefordert, Arbeitsinhalte im Bereich der Kommunikation zu generieren und diese möglichst kommunikativ zusammen mit den Mitarbeitenden mit Behinderungen zu gestalten. Wenn möglich sollte der Arbeitsprozess – unter Einbezug von Informations- und Kommunikationstechnologien – Kommunikationsmöglichkeiten erhalten oder festigen sowie dazu beitragen, (neue) Kommunikationssysteme zu finden beziehungsweise anzubahnen. Das Atelier bietet also für verschiedene individuelle Kommunikationsbedürfnisse facettenreiche und attraktive Tätigkeiten an. Doch damit unsere Klientinnen und Klienten auch motiviert werden, sich mit UK auseinanderzusetzen, muss die sozialpädagogische Begleitung von Respekt, Anerkennung und Wertschätzung ihnen gegenüber getragen sein.

Die Mitarbeitenden im Kommunikationsatelier

Um das neue Atelier bei unseren Klientinnen und Klienten zu bewerben, wurden potenzielle Arbeiten, sowohl organisationsinterne als auch -externe Aufträge, wie zum Beispiel das Einpacken von Briefen, die Gestaltung von

(erhaltenen) Texten, die Ausführung verschiedener Druckaufträge, das Erarbeiten der hauseigenen Zeitung, kommunikative Spiele, die Herstellung von Zwischenmahlzeiten, Arbeiten am Computer oder Aufräumen anhand der UK verdeutlicht und vorgestellt. Beispielsweise wurde eine typische Arbeitssituation mit Piktogrammen oder Gegenständen veranschaulicht. Die Absicht bestand darin, eine möglichst umfassende Beteiligung am Auswahlprozess zu ermöglichen.

Alle Frauen und Männer in der Schärenmatte mit einer kognitiven Beeinträchtigung oder mehrfachen Behinderungen konnten sich via Bewerbungsschreiben auf die anfänglich sieben offenen Stellen im Kommunikationsatelier bewerben. Im Anschluss daran erhielten alle Bewerberinnen und Bewerber die Möglichkeit, zwei bis drei Wochen im Kommunikationsatelier zu schnuppern, um erste Eindrücke zu gewinnen und Erfahrungen zu sammeln. In Auswertungsgesprächen nach der Schnupperzeit mit den Bewerberinnen und Bewerbern sowie zum Teil unter Einbezug der Angehörigen oder der internen Begleitpersonen wurden die entsprechenden Beobachtungen und Erkenntnisse ausgetauscht.

Nach dieser Evaluationsphase erhielten sieben Personen einen Arbeitsplatz im Kommunikationsatelier. Bei der Entscheidung haben das Interesse für die Thematik im Bereich der Kommunikation, die Motivation sowie die individuellen Ressourcen und Fähigkeiten eine Rolle gespielt. Es war jedoch auch wichtig, dass die interessierten Personen Spass daran zeigten, ihre kommunikativen Kompetenzen zu verbessern und/oder zu erweitern. Nach einer dreimonatigen Probezeit wurde erneut mit allen im Kommunikationsatelier arbeitenden Personen die Arbeitssituation ausgewertet und besprochen.

Das Kommunikationsatelier setzt sich heute aus den verschiedensten Menschen mit sehr vielfältigen Kommunikationsformen zusammen und ist nach Alter, Geschlecht und Beeinträchtigungsgrad heterogen durchmischt, wie die folgenden Kurzbeschreibungen illustrieren:

- › Herr K. ist 23 Jahre alt. Sein Verständnis für die gesprochene Sprache ist teilweise unklar. Er reagiert auf gesprochene, visuell unterstützte Anweisungen oder auch, wenn er den Zusammenhang einer Anforderung erkennt. Herr K. wendet in der Interaktion vermehrt Gebärden oder Visualisierungen auch selber an und zeigt auch auf Gegenstände, um sich mitzuteilen. Überaus interessiert zeigt sich Herr K. an technischen Geräten, wie zum Beispiel dem iPad. In Interaktionen ist Herr K. aktiv dabei und drückt nach Möglichkeit seine Meinung aus.
- › Frau G. ist 34 Jahre alt. Sie zeigt ein grosses Sprachverständnis, spricht aber zum Teil undeutlich und hat nur einen geringen Wortschatz. Verschiedene Kommunikationshilfsmittel versteht Frau G. adäquat anzuwenden, wie

beispielsweise Gebärden, Piktogramme, Bilder et cetera. Wird sie dabei unterstützt, kann Frau G. mit wenigen Impulsen einer Begleitperson lesen und schreiben.

- › Herr T. ist 19 Jahre alt, sein sprachliches Ausdrucksvermögen ist klar und deutlich. Er beherrscht die verbale Sprache, hat ein gutes Sprachgefühl und -verständnis und kann lesen und schreiben. Teilweise benutzt er zusätzlich zu seiner verbalen Sprache Gebärden, um seine Botschaft gegenüber der Gruppe zu verdeutlichen. Herr T. hat zudem ein hohes Interesse an Fremdsprachen, insbesondere an Englisch und Italienisch, das er sich mit Hilfe einer App auch selber aneignet, sodass er einfach geführte Konversationen in diesen Sprachen verfolgen kann.
- › Frau N. ist 19 Jahre alt, verfügt über Kenntnisse der Multimodalität und spricht mit wenigen Sprachlauten. Im verbalen Bereich benutzt sie Gebärden zur Unterstützung. Hauptsächlich kommuniziert Frau N. mit dem iPad und dessen Sprachapp, was sie auch gut beherrscht. Mit dem iPad kommuniziert sie mittels Bildern, die beim Berühren entsprechend kommunizieren beziehungsweise sprechen.
- › Herr H. ist 47 Jahre alt, drückt sich adäquat und überlegt aus und kann zudem schreiben und lesen. Er wendet die Gebärdensprache sowie Hilfsmittel der Visualisierung an, um sich mit seinen Kolleginnen und Kollegen aus dem Kommunikationsatelier zu unterhalten. Herr H. zeigt ein hohes Interesse, seine PC-Kenntnisse – zum Beispiel im Word-Programm – zu erweitern.
- › Frau B. ist 42 Jahre alt. Teilweise scheint sie die gesprochene Sprache zu verstehen, selber kommuniziert sie jedoch nur mit wenigen Lauten sowie mit ihrer Mimik und Gestik. Frau B. reagiert auf die Körpersprache, zum Beispiel bei taktilen Handführungen und freut sich, wenn sie sich beispielsweise mit einer Sprachklammer – ein besprechbares Sprachausgabegerät, das beliebig mit Knopfdruck von den Nutzenden eingesetzt werden kann – ausdrücken kann.
- › Herr L. ist 54 Jahre alt, äussert sich in seltenen Fällen mit einem Geräusch, versteht aber die gesprochene Sprache und abstrakte Visualisierungen. Auf geschlossene Fragen antwortet Herr L. durch Heben der rechten Hand für nein und durch Heben der linken Hand für ja. Herr L. ist ein aktiver Beobachter und macht sich sofort bemerkbar in für ihn ungewöhnlichen Situationen.

Angesichts dieser individuell sehr unterschiedlichen kommunikativen Kompetenzen geht es im Kommunikationsatelier primär darum, den Arbeitsalltag so zu gestalten, dass möglichst alle Mitarbeitenden aktiv teilhaben und den Inhalt der verschiedenen Arbeiten nachvollziehen können. Um diesen teil-

weise hohen täglichen Anforderungen gerecht zu werden, arbeiten in der Regel immer zwei Begleitpersonen im Kommunikationsatelier.

Alltag im Kommunikationsatelier

Im Kommunikationsatelier beginnt der Arbeitstag für alle sieben Mitarbeitenden mit einer Behinderung mit einer Begrüssungsrunde. In diesem Rahmen werden Ereignisse, Befindlichkeiten oder Informationen untereinander ausgetauscht. Damit eine möglichst hohe Verständigung erfolgen kann, werden verbale Inhalte via Bilder, Gebärden und Sprachausgabegeräte verdeutlicht. Beispielsweise besitzt Frau B. die Fähigkeit, sich anhand von Mimik und Gestik auszudrücken. Damit sie Erlebtes verbal mitteilen kann, besitzt sie eine Sprechklammer. Stellvertretend nimmt die Begleitperson mit diesem Hilfsmittel eine für Frau B. bedeutsame Botschaft auf. In der Begrüssungsrunde bringt sich Frau B. durch das selbstständige Abspielen ihrer Botschaft ein. Damit der Informationsgehalt möglichst alle erreicht, wird dieser mittels Piktogrammen und sprechunterstützenden Gebärden durch die Begleitperson zusätzlich visualisiert. Auf diese Art und Weise kann beispielsweise Herr K. den Inhalt nachvollziehen.

Bei der Umsetzung der Arbeitsangebote im Kommunikationsatelier stehen folgende Aspekte im Zentrum: Alle Arbeitsinhalte, Rituale et cetera haben in irgendeiner Form mit Kommunikation zu tun. Dies können beispielsweise das Schreiben von einfachen Texten sein, das Beantworten des Telefons, Botengänge in andere Ateliers, Einkäufe in öffentlichen Geschäften. Dabei werden verschiedenste elektronische, aber auch nichtelektronische Hilfsmittel der UK eingesetzt. Dem inhaltlichen Angebot sind keine Grenzen gesetzt, Hauptsache Kommunikation kann gelebt werden.

Im Kommunikationsatelier bringen sich die Mitarbeitenden mit einer Behinderung mit ihren Gedanken und Ideen auch mit ein. So wurde in einer Ausgabe der Hauszeitung das Ferien- und Reiseland Italien thematisiert. Ein Beitrag enthielt Impressionen zur Herstellung einer Pizza mit dem dazugehörigen Rezept, das mit Piktogrammen der UK visualisiert wurde.

Ein weiterer Aspekt der gelebten Teilhabe zeigt sich im Einbezug der Mitarbeitenden mit einer Behinderung in die Auswahl der zu erledigenden Aufträge. Dadurch kann die Motivation für die Durchführung der entsprechenden Arbeiten gesteigert werden.

Jeder bei einer Begleitperson eingehende Auftrag wird mit den Auftraggebenden im Vorfeld genau besprochen. Die Begleitperson entscheidet, ob der Auftrag grundsätzlich aufgrund der bestehenden Ressourcen und Fähigkeiten der Mitarbeitenden geeignet ist oder ob sich daraus allenfalls Lernmöglichkei-

ten für Neues ergeben. Der oder die Auftraggebende wird ins Kommunikationsatelier eingeladen, um dann den Auftrag direkt verbal zu erläutern. Die Begleitperson hat mit den Mitarbeitenden unter Einbezug der verschiedensten Hilfsmittel der UK (Piktogramme, Sprachausgabegeräte et cetera) bereits Fragen vorbereitet. Die Gruppe kann nun entscheiden, ob sie den Auftrag annehmen oder ablehnen möchte, indem alle einzelnen Mitarbeitenden von der Begleitperson dazu um ihre Meinung gefragt werden.

Im positiven Fall bespricht nun die Gruppe miteinander, wie der Auftrag (zum Beispiel das Verpacken von Briefen und Beilagen) in einzelne Arbeitsschritte unterteilt werden kann, wer welche Teilschritte ausführt und welche Hilfsmittel dazu benötigt werden.

Nach der Auftragerfüllung wird der Auftraggeberin oder dem Auftraggeber in einem persönlichen Gespräch ein in der Gruppe im Vorfeld vorbereitetes Feedback zum Verlauf des Auftrags gegeben. Wiederum werden für die Rückmeldung Hilfsmittel der UK eingesetzt. Die Begleitperson hat in Absprache und Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden mit einer Beeinträchtigung die individuellen Hilfsmittel vorbereitet. Die Auftraggebenden erfahren anhand der UK von den einzelnen Mitarbeitenden die verschiedenen Eindrücke zum Auftrag. Anschliessend erhält auch die Gruppe von der Auftraggeberin oder dem Auftraggeber eine wertschätzende Rückmeldung.

Auf diese Weise kann Arbeit für Menschen mit einer Beeinträchtigung unter Einbezug verschiedenster Hilfsmittel der UK in einem stringenten Prozess gestaltet werden. Dabei wird ein Schwerpunkt auf die Partizipation gelegt, wie im vorhergehenden Beispiel deutlich wurde. Für die Gruppe sind solche Entscheidungsprozesse ein gutes Übungsfeld, denn Teilhabe kann und muss gelernt und dann geübt werden. Dies erfolgt auch, indem sich die Gruppe gegenseitig unterstützt und die verschiedenen Ressourcen gegenseitig anerkannt werden.

Schlussbemerkungen

Begleitpersonen können im Rahmen ihrer sozialpädagogischen Tätigkeit viel dazu beitragen, dass ein Mensch mit einer kognitiven Beeinträchtigung an verschiedensten Lebensbereichen teilhaben kann. Voraussetzung dazu ist die Begegnung auf Augenhöhe. In den jeweiligen, gemeinsam zu gestaltenden Prozessen müssen Entscheidungsmöglichkeiten so angeboten werden, dass diese effektive Teilhabe ermöglichen. Voraussetzung hierfür ist wiederum, dass Raum und Zeit – und im Bedarfsfall auch die entsprechenden Hilfsmittel – für die jeweils individuelle Kommunikationsform zur Verfügung gestellt werden, damit UK auch wirklich gelebt werden kann. Menschen mit Behinderungen

sollen die Chance erhalten, ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu führen. Denn durch die Selbstbestimmung können sie als aktive Mitglieder an unserer Gesellschaft teilhaben.

Im Bereich der UK sind, vor allem auch in Bezug auf elektronische Hilfsmittel, in der näheren und fernerer Zukunft weitere grosse Fortschritte zu erwarten, sei es durch Weiterentwicklung bestehender Produkte oder durch Neuerfindungen. Umso wichtiger ist es, dass sozialpädagogisches Personal immer auf dem neusten Stand ist und solche Entwicklungen in die tägliche Arbeit einbezieht. Dies erlaubt es in zunehmendem Masse, auf die individuellen Bedürfnisse der Klientinnen und Klienten in sämtlichen Ateliers, nicht nur im Kommunikationsatelier, noch besser einzugehen und mit ihnen gemeinsam einen Weg zu gestalten, der weitere Schritte auf dem Weg der Partizipation ermöglicht.

Literatur

- Bollmeyer, Henrike et al. (2011). *UK inklusive, Teilhabe durch Unterstützte Kommunikation*. Karlsruhe: Von-Loeper-Literaturverlag.
- Fornefeld, Barbara (2004). *Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik*. München: Ernst Reinhardt.
- Moser, Sonja (2010). *Beteiligt sein, Partizipation aus Sicht von Jugendlichen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Portmann, Anita (2012). Wenn mir die Worte fehlen. Schüpfheim: Verein Projekt «Wenn mir die Worte fehlen».
- Speck, Otto (2005). *Menschen mit geistiger Behinderung*. München: Ernst Reinhardt.
- Stiftung Arkadis (2012). Leitbild. http://www.arkadis.ch/de/ueber-uns-_content---1--1025.html (Zugriff 30.07.2015)
- Wacker, Elisabeth (2005). *Teilhabe: wir wollen mehr als nur dabei sein*. Marburg: Lebenshilfe.

Stiftung Arkadis, Haus Schärenmatte,
Olten, Mai 2014

Pause im Holzatelier. Im Vordergrund
sieht man das Arbeitsobjekt: Stäbe
aus Kleinholz werden zu einem Bündel
zusammengeschnürt.

Aus Copyright-Gründen ist das Bild nur in der gedruckten Version des Buches vorhanden.

Fotoverzeichnis

Alle Fotos stammen von Peter Dammann.

© Peter Dammann / Agentur Focus (alle Fotos).

- S. 7 Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3 in Peterhof/Russland,
Oktober 2000
- S. 13 Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3 in Peterhof/Russland,
Mai 2001
- S. 25 Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3 in Peterhof/Russland,
Mai 2001
- S. 51 Beclean, Rumänien, Psychiatrische Klinik, Mai 2002
- S. 67 Psychiatrische Anstalt in Borşa bei Cluj/Rumänien, April/Mai 2003
- S. 83 Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3 in Peterhof/Russland,
Juni/Juli 2005
- S. 101 Psycho-Neurologisches Internat Nr. 3 in Peterhof/Russland,
Juli 2005
- S. 113 Neurologisches Internat Nr. 3 in Peterhof/Russland, Juli 2005
- S. 127 Stiftung Arkadis, Haus Schärenmatte, Olten, Februar 2013
- S. 161 Stiftung Arkadis, Medizinisch-Therapeutischer Dienst, Olten,
Mai 2014
- S. 175 Stiftung Arkadis, Haus Schärenmatte, Olten, Mai 2014
- S. 179 Stiftung Arkadis, Haus Schärenmatte, Olten, Mai 2014

Stiftung Arkadis, Haus Schärenmatte,
Olten, Mai 2014

Eine Betreuungsperson und Mitarbeiten-
de des Kreativateliers testen die herge-
stellten Oster-Artikel.

Aus Copyright-Gründen ist das Bild nur in der gedruckten Version des Buches vorhanden.

Autorinnen und Autoren

Gabriela Antener ist seit 2010 Professorin an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW im Institut Integration und Partizipation. Sie arbeitet im Schwerpunkt «Menschen im Kontext von Behinderung» zum Thema Partizipation von Menschen mit Kommunikationsbeeinträchtigungen, kognitiven Beeinträchtigungen, (schweren) mehrfachen Beeinträchtigungen mit dem Fokus Unterstützte Kommunikation, Leichte Sprache, barrierefreie Kommunikation, Zugänglichkeit, Angebotsplanung. Nach dem Studium der Pädagogik, Sonderpädagogik und Psychologie an der Universität Zürich ist sie seit 1995 im Fachbereich der Unterstützten Kommunikation (UK) tätig, gründete mit zwei Partnerinnen das Büro für Unterstützte Kommunikation und entwickelte ein Weiterbildungsprogramm zu UK (heute Verein Bildung für Unterstützte Kommunikation buk, dessen Präsidentin sie ist). Parallel dazu war sie nacheinander tätig als heilpädagogische Früherzieherin, Dozentin an der höheren Fachschule für Sozialpädagogik Agogis, Projektleiterin Unterstützte Kommunikation in der Stiftung für Schwerbehinderte, Luzern (gabriela.antener@fhnw.ch).

Luzia Aregger ist Sozialpädagogin HF. Seit 2010 arbeitet sie in der Stiftung Arkadis in Olten und leitet deren Kommunikationsatelier, welches im Jahr 2013 eröffnet wurde. In ihrer Tätigkeit begleitet sie Menschen mit einer schweren kognitiven Beeinträchtigung spezifisch und individuell mit umfassenden Kommunikationsangeboten. Dabei wird die Absicht verfolgt, die soziale Teilhabe zu vergrössern (luzia.aregger@arkadis.ch).

Manuele Bertoli ist Staatsrat und Vorsteher des Departements für Erziehung, Kultur und Sport des Kantons Tessin. Bertoli ist Jurist und setzt sich für die Rechte der Menschen mit Behinderung ein. Er leidet an Retinitis pigmentosa, die zum allmählichen Verlust des Augenlichts führt (decs.dir@ti.ch).

Der im Mai 2015 verstorbene Fotograf Peter Dammann lebte in Bern und Hamburg. Er war spezialisiert auf die Zusammenarbeit mit sozialen und kulturellen Institutionen. Er hatte Sozialarbeit studiert, zehn Jahre als Sozialarbeiter gearbeitet und Fotografie an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg studiert. In der Tradition des humanistischen Bildjournalismus stehend, widmete Dammann seine Aufmerksamkeit stets dem Einzelnen und seinem Schicksal, eingebunden in den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. Er hatte zahlreiche Preise für seine Arbeit erhalten, unter anderem einen *World Press Photo Award*.

Markus Dederich hat den Lehrstuhl für Allgemeine Heilpädagogik – Theorie der Heilpädagogik und Rehabilitation an der Universität zu Köln. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Ethik und Behinderung, Disability Studies, Inklusion und Exklusion, Philosophische Aspekte der Heil- und Sonderpädagogik. Publikationen unter anderem: Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies, 2. Auflage, Bielefeld 2012; zusammen mit Wolfgang Jantzen (Hrsg.): Behinderung und Anerkennung, Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik, Bd. 2, Stuttgart 2009; zusammen mit Karl-Ernst Ackermann (Hrsg.): An Stelle des Anderen. Ein interdisziplinärer Diskurs über Stellvertretung und Behinderung, Oberhausen 2011; Philosophie in der Heil- und Sonderpädagogik, Stuttgart 2013 (markus.dederich@uni-koeln.de).

Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Ihre Schwerpunktthemen sind Migration und Gesundheit, transkulturelle Kompetenz, Umgang mit Verschiedenheit im Gesundheits- und Sozialwesen. Seit vielen Jahren ist sie in der Weiterbildung und Forschung tätig und publiziert regelmässig, unter anderem das 2007 in der zweiten Auflage im Hans Huber Verlag erschienene Lehrbuch *Transkulturelle Kompetenz für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Weiter hat sie in diversen europäischen Netzwerken und Projekten mitgearbeitet, unter anderem in einem europäischen Netzwerk für die Erarbeitung von *Equity Standards* für den Gesundheits- und Sozialbereich. Von 2000 bis 2010 war sie für das Schweizerische Rote Kreuz in Bern tätig, in den letzten Jahren als Departementsleiterin und Vizedirektorin. Seit 2011 ist Domenig Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten (www.arkadis.ch, dagmar.domenig@arkadis.ch).

Rebecca Maskos studierte Psychologie in Bremen und arbeitete anschliessend als Hörfunk- und TV-Redakteurin bei Radio Bremen. Seit einigen Jahren wohnt sie in Berlin und arbeitet dort als freie Autorin/Journalistin und Projektreferentin schwerpunktmässig zum Thema Behinderung, Ableism, Behinderung und Gender sowie zur Kritik der Bioethik. Ausserdem ist sie Redakteurin des behindertenpolitischen Magazins *Mondkalb – Zeitschrift für das Organisierte Gebrechen*. Im Jahr 2012 war sie Mitbegründerin des Online-Ratgebers Leidmedien.de. Seit vielen Jahren ist sie in der Behindertenbewegung und in einem Netzwerk behinderter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Disability Studies aktiv (www.rebecca-maskos.net).

Alex Oberholzer studierte Mathematik, Literatur und Kunstgeschichte (lic. phil. I). Er arbeitet als Filmredaktor bei Radio24 in Zürich und in der Kommunikation des Bundesamtes für Sozialversicherungen (BSV) in Bern. Er ist Mitglied der Programmkommissionen des Salt Cinemas in Zürich, Bern und Basel

sowie des internationalen Festivals *look&roll – Behinderung im Kurzfilm*. Alex Oberholzer kam behindert zur Welt und erkrankte als Kind an Polio (oberholzer.alex@bluewin.ch).

Cornelia Renggli ist freischaffende Kulturwissenschaftlerin. Seit ihrem Studium der Volkskunde, Geschichte des Mittelalters und Sonderpädagogik an der Universität Zürich forscht sie im Rahmen ihrer Doktorarbeit sowie verschiedener Projekte zu Behinderung. Dabei wendet sie den Ansatz der Disability Studies an und interessiert sich besonders für die Medialisierung von Behinderung in Wort, Bild und Ton (cornelia.renggli@uzh.ch).

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten. Seit 25 Jahren ist er im Nonprofit-Marketing tätig – die ersten zehn Jahre auf Agenturseite als Fundraisingberater von nationalen und internationalen Nonprofit-Organisationen. Die letzten 15 Jahre hat er als Fundraiser und Marketing- und Kommunikationsleiter bei Greenpeace Schweiz, Pro Senectute Kanton Zürich, der Stiftung Mütterhilfe und als selbstständiger Berater gearbeitet (urs.schaefer@arkadis.ch).

Lorenz Spinas ist Geschäftsleiter der Werbeagentur Spinas Civil Voices, die sich auf gemeinnützige Anliegen spezialisiert hat. Das rund 40-köpfige Team realisiert von Zürich aus Fundraising-Projekte und Werbekampagnen für zahlreiche Nonprofit-Organisationen in der Schweiz und in Deutschland. Vor der Agenturgründung im Jahr 2000 war Lorenz Spinas Marketingleiter von Greenpeace Schweiz und langjähriger Kreativer in klassischen Grossagenturen (lorenz.spinas@spinas-cv.ch).

Sabine Schäper, Dagmar Domenig und Urs Schäfer (Hrsg.)

Hin- und herschieben?

An der Schnittstelle von Psychiatrie und sozialen Institutionen

Immer wieder werden Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung, die in sozialen Institutionen leben und/oder arbeiten, von diesen Institutionen in die Psychiatrie eingewiesen, wenn sie stark herausfordernde Verhaltensauffälligkeiten oder Anzeichen psychiatrischer Erkrankungen zeigen, obwohl eine ambulante Begleitung ohne Ortswechsel sinnvoller wäre. Die Psychiatrie ist jedoch meist nicht auf eine längere Unterbringung dieser Klientel vorbereitet. Dies führt zu einem Hin- und Herschieben dieser Menschen zwischen den verschiedenen Institutionen und Angeboten.

Die Schnittstelle Psychiatrie und Behinderteninstitution beziehungsweise psychische und kognitive Beeinträchtigung fordert Fachpersonen aufgrund unterschiedlicher Herangehensweisen, beruflicher Kompetenzen sowie entsprechender Erfahrungen heraus. Die Autorinnen und Autoren dieser Publikation setzen sich mit folgenden Fragen auseinander: Wie kann eine interdisziplinäre Zusammenarbeit gelingen? Wo bergen diese Schnittstellen Gefahren aber auch Potenziale? Wie können Menschen mit einer kognitiven und psychischen Beeinträchtigung besser begleitet werden?

Sabine Schäper ist Diplom-Theologin und Diplom-Sozialpädagogin sowie Professorin für das Lehrgebiet Heilpädagogische Methoden und Intervention an der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Münster.

2021, 172 Seiten, CHF 29.—

Dagmar Domenig, Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau ist Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten. Ihre Schwerpunktthemen sind Migration und Gesundheit, transkulturelle und transkategoriale Kompetenz, Umgang mit Verschiedenheit im Gesundheits- und Sozialwesen.

Urs Schäfer ist Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Luigi Bertoli, Karl Diethelm, Franziska Gaese, Alois Grüter, Gesa Müller, Rüdiger Nübling, Katrin Schwibinger.

Daniele Zullino, Sandro Cattacin, Dagmar Domenig
und Urs Schäfer (Hrsg.)

Leben lassen!

**Kognitive Beeinträchtigung, psychoaktive Substanzen
und suchtbedingte Verhaltensweisen**

Psychoaktive Substanzen, aber auch suchtbedingte Verhaltensweisen von Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung, werden im Behindertenbereich noch kaum thematisiert. Dies obschon die Öffnung der Institutionen im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention durch den leichten Zugang zu psychoaktiven Substanzen auch Risiken für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung birgt. Weiter fördert der leichtere Zugang zur digitalisierten Welt einerseits die Inklusion, andererseits suchtbedingte Verhaltensweisen, insbesondere wenn keine digitale Kompetenz vermittelt wird. In der Suchthilfe fehlen dann meist auf Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung angepasste Instrumente für die Früherkennung, für die Vermittlung eines risikoarmen Umgangs und für therapeutische Interventionen. Diese Aspekte werden von den Autorinnen und Autoren in dieser Publikation vertieft.

Daniele Zullino ist Facharzt Psychiatrie und Psychotherapie mit Schwerpunkt Abhängigkeitserkrankungen. Er ist Chefarzt der Suchtkliniken am Universitätsspital Genf und Professor für Psychiatrie an der Medizinischen Fakultät der Universität Genf.

Prof. Dr. Sandro Cattacin ist Soziologieprofessor an der Universität Genf und arbeitet zu Dynamiken des Einschlusses und Ausschlusses.

2020, 136 Seiten, CHF 29.—

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Gion Capeder, Eric Fassin, Ingeborg Hedderich, Christiane Maurer, Birgit Peböck, Dominique Rast, Monika Seifert, Elisabeth Wacker.

Sandro Cattacin, Dagmar Domenig und Urs Schäfer (Hrsg.)

Selbstbestimmt mitgestalten!

Behinderung im Fokus individueller und gesellschaftlicher Emanzipation

Mitbestimmung kann auf verschiedene Art und Weise konzeptualisiert werden. Im vorliegenden Buch wird Mitbestimmung im Sinne eines multidimensionalen Zugangs auf alle Bereiche bezogen, die zur Inklusion von Verschiedenheit relevant sind, nämlich: Autonomie und Mitbestimmung an der Gestaltung des eigenen Lebensbereichs, Recht auf Arbeit und politische Rechte. Emanzipation umfasst dabei immer individuelle, kollektive und strukturelle Prozesse, die grundsätzlich politischer Natur sind.

Die Autorinnen und Autoren behandeln die soziale Konstruktion von Anderssein und Verschiedenheit, Teilhabe und Vielfalt im Kontext der UN-Behindertenrechtskonvention, Beteiligungschancen am Erwerbsleben, Teilhabe und Selbstbestimmung beim Zugang zu Arbeit, Beteiligung von Menschen mit Behinderungen an der Gestaltung ihrer Lebenssituation sowie Evaluationen im Bereich der Behindertenhilfe durch Peer-Befragungen.

Das Buch ist mit Bildern von Künstlerinnen und Künstlern des Ateliers CREAHM (CREAtivité et Handicap Mental) in Villars-sur-Glâne illustriert.

Prof. Dr. Sandro Cattacin ist Soziologieprofessor an der Universität Genf und arbeitet zu Dynamiken des Einschlusses und Ausschlusses.

2019, 176 Seiten, CHF 29.—

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Gion Capeder, Eric Fassin, Ingeborg Hedderich, Christiane Maurer, Birgit Peböck, Dominique Rast, Monika Seifert, Elisabeth Wacker.

Dagmar Domenig und Urs Schäfer (Hrsg.)

Auffallend herausfordernd!

Begleitung zwischen Selbstbestimmung und Überforderung

In der Praxis beschäftigt das Thema «Herausforderndes Verhalten» in Bezug auf die Begleitung und Betreuung von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen die Fachpersonen in grossem Ausmass. Wie können Menschen begleitet werden, die ihre Betreuungspersonen bis an deren Grenzen herausfordern? Wie können die Zeichen eines herausfordernden Verhaltens richtig gedeutet und verstanden werden? Und vor allem, welche Handlungsansätze stehen zur Verfügung, um die Situation für alle Beteiligten zu verbessern und zukunftsorientierte Lösungen zu finden?

Neben übergreifenden Gedanken zu herausfordernden Verhaltensweisen, deren Entstehung, Äusserungsformen und Möglichkeiten, damit umzugehen, beleuchten die Beiträge in diesem Buch verschiedene Aspekte herausfordernden Verhaltens. Dabei liegt der Fokus auf Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung, Demenz, Autismus oder Prader-Willi-Syndrom.

Das Buch präsentiert auch die Resultate einer qualitativen Studie zu herausfordernden Verhaltensweisen von Menschen mit schweren, teilweise auch mit mehrfachen Beeinträchtigungen.

Das Comic «Besuch im Zoo» von *Daniela Schreiter* lässt uns die schwierigen Herausforderungen miterleben, aber auch die Freude an einer gefundenen Lösung.

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozial-

2018, 168 Seiten, CHF 29.—

anthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

Mit Beiträgen von Theo Klauss, Eva Büschi, Stefania Calabrese, Wolfgang Praschak, Norbert Hödebeck-Stuntebeck, Anna Weber, Georg Theunissen, Martina Schäufole.

Franziska Hänsenberger-Aebi und Urs Schäfer (Hrsg.)

Eltern sein plus!

Begleitung von Kindern mit Unterstützungsbedarf

Eltern sein bedeutet immer eine Herausforderung, dennoch unterscheidet sich «Eltern sein von sich unauffällig entwickelnden Kindern» und «Eltern sein von Kindern mit Unterstützungsbedarf» wesentlich. Die Beiträge in diesem Buch behandeln das Thema aus verschiedenen Perspektiven. Was ist bei der Begleitung von Eltern, die vor, während oder nach der Geburt von einer (möglichen) Beeinträchtigung ihres Kindes erfahren, zu beachten? Wie läuft der Beziehungs- und Bindungsaufbau zwischen Eltern und ihrem besonderen Kind ab und wie kann Frühförderung dabei unterstützend wirken?

Das Buch stellt das Konzept der Familienorientierung vor und geht der Frage nach, wie sich Familienorientierung in professioneller Unterstützung und Begleitung umsetzen lässt. Abschliessend wird nicht nur die Wichtigkeit der Frühförderung an sich als wichtigstes Interventionsfeld der Prävention begründet, sondern auch ein all diese Themen aufgreifendes Projekt vorgestellt.

Franziska Hänsenberger-Aebi ist Logopädin und Heilpädagogische Früherzieherin. Sie leitet den Heilpädagogischen Dienst der Stiftung Arkadis in Olten.

Urs Schäfer ist Leiter Marketing und Kommunikation bei der Stiftung Arkadis in Olten.

2017, 172 Seiten, CHF 29.—

Mit Beiträgen von Remo Ankli, Elisabeth Beck-Gernsheim, Martin Hafen, Klaus Sarimski, Manfred Pretis, Isabella Bertschi, Claudia Ermert, Diana Sahrai, Suzana Braga.

Dagmar Domenig, Sandro Cattacin und Irina Radu (Hrsg.)

Vielfältig anders sein – Migration und Behinderung

(mit dem Film «Dort ist hier» auf DVD)

Kategorien der Vielfalt können zu Diskriminierungen und sozialem Ausschluss führen. Die Analyse der Merkmale des Andersseins bedingt auch die Auseinandersetzung mit Ungleichheiten. Solche werden im Buch am Beispiel von Migration und Behinderung interdisziplinär diskutiert.

Das Buch leistet einen Beitrag zur praktischen Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, die eine Migrationserfahrung aufweisen. Darüber hinaus wird mit diesem Buch die konzeptuelle Diskussion zu Intersektionalität und erweiterten Identitäten angestossen.

Der zugehörige Film «Dort ist hier» veranschaulicht die Buchbeiträge mit Einblicken in den Alltag von drei Personen mit einer kognitiven Beeinträchtigung und Migrationserfahrung.

2015, 172 Seiten, CHF 29.—

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Seit 2011 ist sie Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten.

Sandro Cattacin ist Professor der Soziologie an der Universität Genf. Er ist Stadtsoziologe und setzt sich unter anderem mit Fragen des Ein- und Ausschlusses vulnerabler Gruppen auseinander.

Irina Radu ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Soziologischen Institut der Universität Genf und spezialisiert in audiovisuellen Methoden.

Mit Beiträgen von Michele Galizia, Andreas Rieder, Bill Hughes, Dan Goodley, Barbara Jeltsch-Schudel, Kerstin Rathgeb, Judy Gummich.

Die Beiträge in diesem Buch beleuchten die Sichtbarkeit, die Repräsentation und die Partizipation von Menschen mit Behinderungen in den Medien. Dabei liegt der Fokus einerseits auf der Darstellung von Behinderung in der Öffentlichkeit und in den Massenmedien ganz allgemein, andererseits auf den typischen kommunikativen und gestalterischen Ausprägungen in der Fotografie und im Film sowie in der Spendenwerbung von Nonprofit-Organisationen. Ein weiteres Thema dieses Buches ist der barrierefreie Zugang zum Internet für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung. Die zentrale Forderung der Beiträge ist, den Menschen mit Behinderungen ihren Platz in der medialen Welt zuzugestehen, ohne sie damit zusätzlich zu stigmatisieren, zu erniedrigen, zu verniedlichen, zu verfremden oder zu romantisieren.

Die ganzseitigen Fotos stammen vom Fotografen Peter Dammann, der auch einen der Beiträge verfasst hat. Peter Dammann ist noch vor Fertigstellung des Buches verstorben.

Dr. Dagmar Domenig ist Juristin, Sozialanthropologin und Pflegefachfrau. Ihre Schwerpunktthemen sind Migration und Gesundheit, transkulturelle Kompetenz, Umgang mit Verschiedenheit im Gesundheits- und Sozialwesen. Seit 2011 ist Domenig Direktorin der Stiftung Arkadis in Olten (www.arkadis.ch).

Urs Schäfer ist seit 25 Jahren im Nonprofit-Marketing tätig. Die ersten 10 Jahre auf Agenturseite als Kommunikationsplaner und Berater, die folgenden Jahre als Fundraiser, Marketing- und Kommunikationsleiter bei diversen Nonprofit-Organisationen; aktuell bei der Stiftung Arkadis in Olten.